

www.e-rara.ch

Der zweyte Palämon, oder von dem Aufwande

Iselin, Isaak

Zürich, 1770

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: VB N 169

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-7333>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

B
V
9

VB

~~g 219. b.~~
ex. 169.

B N 169

~~ex. 169~~

Folge und Schutz der Götter
 —————
 und ein

Holzmann & Bohlen
3. IV 8093

Der zweite
Palämon,

oder

von dem

Aufwande.

Vf. Isaac Iselin



Worinn verschiedrne Irrthümer des ersten Palämons berichtigt, und über die Quellen der Ehe-
rung und der Armuth einige Anmerkungen
gemachet werden.

Zürich,

bey Orell, Geßner, Züßli und Compag. 1770.



VB N 169

Katalog

Vorbericht.

Der Verfasser des ersten Palämons wird nicht übel finden, daß man seine Manier und seinen Stil angenommen hat; nicht eigentlich um ihn zu widerlegen, sondern vielmehr um seine von vielen Lesern übelverstandene Grundsätze

ke besser auszuführen, und um einige derselben zu berichtigen; insonderheit aber um die vornehmsten Grundsätze der politischen Oekonomie in einem kurzen Begriffe zusammenzufassen. Eben diese Kürze, welche man in dem Gespräche selbst nöthig gefunden, hat die Anmerkungen veranlasset, um vielen Mißdeutungen vorzubiegen.

Gegeben den 6. Wintermonats

1770.

Der z w e n t e
P a l ä m o n,
oder von dem
A u f w a n d e.

Auch das Vergnügen und den Unterricht sollen Sie mit mir theilen, theuerster Palämon, welche mir ein neuer Besuch gewähret hat, den ich mit meinem Freunde bey dem verehrungswürdigen Theokles vor wenig Tagen abgelegt habe. Sie wissen schon, daß dieser tugendhafte Mann erst neulich seinen Sitz verändert, daß anstatt eines Lustgutes er ein Landgut gekauft hat. Aber der Glückeswechsel, welcher ihn dazu bewogen, und die Weisheit, mit welcher er denselben ertragen hat, sind Ihnen, wie sie es mir auch waren, noch unbekannt; und Ihre Hochachtung für unsern würdigen Freund wird durch die Nachricht, die ich Ihnen davon ertheilen werde, nicht wenig vermehret werden.

Wir fuhren in der prächtigen Gutsche des seit-
her reich gewordenen Eurikles auf den Meyer-
hof, der nicht einmal so weit von der Stadt ent-
fernet ist, als der Garten auf den wir vor ei-
nem Jahre zu Fusse gegangen waren. — Wir
versprachen uns diesen Meyerhof bald in ein
Schloß verwandelt zu sehen, und wir verwun-
derten uns nicht wenig, als wir dazu nicht
die geringste Zurüstung erblickten, und noch mehr,
als wir in dem Wohnhause aller Orten der größ-
ten Einsast und einer Art von Sparsamkeit
gewahr wurden, welche uns der Würde und
dem Geschmacke unsers Freundes gar nicht zu
entsprechen schienen.

Kaum hatten wir denselben umarmet, so
sagte Eurikles zu ihm: Es scheint nicht, daß
Sie Lust haben diesen Ort lang zu bewohnen,
werthester Theokles.

Und warum nicht, antwortete dieser?

Weil Sie, versetzte jener, keine Anstalten zu
Auszierung Ihrer Wohnung machen, und weil
Sie nicht einmal Ihr kostbares Geräthe und
Ihre Gemählde darinnen aufstellen.

Sie betriegen sich sehr, werthester Freund, sagte hierauf Theokles. Ich hoffe in diesem einfältigen und bescheidenen Sitze meine Tage zu schliessen, und so angenehm und so zufrieden zu schliessen, als ich es würde in jenem prächtigen Aufenthalte gethan haben, wo Sie mich vor einem Jahre besuchet und vielleicht, ohne sich dessen selbst bewußt zu seyn, beneidet hatten. Ich habe ohne Sehnsucht denselben verlassen, und ich habe mit einer vollkommenen Gelassenheit meine Gemählde und mein kostbares Geräth Reichern und Glücklichen — Doch ich rede kindisch; ich soll nur sagen Reichern, verkaufet.

Reichern, versetzte Aristus, lächelnd.

Ja, redlicher Freund, erwiederte Theokles; Reichern. — Ich bin in diesem Stücke nicht mehr derjenige, der ich vor einem Jahre war. Ein grosser Theil meines Gutes war in den französischen öffentlichen Anstalten angelegt, — und ich mußte wie andre mich darein schicken, als der neue Generalcontroleur gut gefunden hat mir auf einmal die Hälfte davon abzuspochen. Fast alle meine übrige Mittel giengen

zu gleicher Zeit durch den Umsturz eines unglücklichen Freundes verloren, welchem ich sie als einem vortreflichen Handelsmann anvertrauet hatte. In kurzer Zeit sah ich also mein Einkommen auf den vierten Theil dessen heruntersgesetzt, was es vormals gewesen war. Ich verberge euch nicht, theuerste Freunde, daß in dem Anfange dieser Verlust mir sehr schmerzhaft vorgekommen ist, und daß mehr als einmal ich zu mir selbst gesagt habe: Mein auf der Erde ist kein Mensch unglücklicher als ich! — Kein Mensch unglücklicher als ich, sagte ich endlich, — welch ein Undank gegen die Vorsehung! — Wie viele Millionen Menschen giebt es nicht, die nie den zehntausendsten Theil dessen eigenthümlich besessen haben noch jemals besitzen werden was mir noch übrig bleibt. Noch ein Garten auf dem Lande, ein Haus in der Stadt, und darinn eine Menge von Kostbarkeiten die so viel werth sind, daß andre gemächlich daraus leben könnten. Mit diesem allem sollte ich unglücklich seyn? Alles dieses kann ich entbehren und mir aus dem Werthe davon ein ziemliches Einkommen machen. Was

zaudere ich es zu thun? — Mein Stolz empörte sich ein wenig wider diesen Entschluß — Aber meine Vernunft wurde endlich Meister. Nun habe ich meine Gemählde einem reichen Engländer, und meinen Garten samit allem Hausgeräthe dem dermaligen Besitzer desselben verkauft. In den Händen dieser Leuthe sind diese Sachen sehr wohl angelegt. In den meinigen würden sie sehr unschicklich verblieben seyn. Mein Silbergeschirr habe ich so wie auch mein Porcellan verschiedenen Liebhabern verhandelt. Mein Haus in der Stadt soll vielleicht heute noch einen Meister finden, der mir es wohl bezahlen wird. Auf diese Weise werde ich wieder halber so viel einzugehen haben, als ich ehemals hatte, und vielleicht noch mehr, da ich von demjenigen, so ich aus meinem Hause erlösen werde, einen Theil auf die Verbesserung meines Gutes zu wenden, und dadurch dessen Ertrag nicht wenig zu erhöhen gedenke. Ich habe allen Verzierungen, allem Bauen entsaget. Ueber zehn Jahre soll dieses Haus noch so seyn, wie es nun ist; aber diese Güter sollen ganz eine andre Gestalt haben. Ueber

alle andern Arten von Ausgaben habe ich mir dasselbige Gesetz der Sparsamkeit vorgeschrieben; nur nicht über diejenigen, welche die Menschenliebe erheischt, noch über diejenigen, welche die Erziehung meiner Kinder erfordert. An diesen habe ich mir nicht erlaubt das geringste abzugeben. Sie sehen also theuerste Freunde, daß ich im Grunde mit weniger Gutes nicht nur eben so glücklich bin als ehemals, sondern daß ich so gar reich seyn werde, welches ich vorher nicht war; denn ich hoffe nun jährlich etwas zurückzulegen; und nur derjenige ist reich, welcher mehr einzugehen hat, als er verthut.

Wir hörten unserm Freunde mit einer nicht geringen Befremdung zu. Er hatte lang aufgehört zu reden — und wir blieben noch in einem angenehmen Nachdenken vertieft. Der Sohn des Eurikles, welcher, seit dem sein Vater geerbet hat, munterer und herzhafter geworden ist, unterbrach endlich unser Stillschweigen. Vortreflich, sagte er in einer Art von Entzückung, so sollten es alle reichen Leute machen. Nicht nur diejenigen, welche unglücklich geworden sind, sondern auch diejenigen, welche noch

täglich ihren Ueberfluß und ihren Wohlstand anwachsen sehen.

Eurikles erröthete, indem er seinen Sohn also reden hörte. Sein Gewissen sagte ihm, daß er, der vor einem Jahre den Aufwand so sehr getadelt hatte, nun ganz anders handelte. Theokles sagte indessen zu dem Jüngling, welcher nichts weniger dachte, als daß er durch seinen Ausspruch das Betragen seines Vaters verdamme: Sie irren sich mein liebenswürdiger junger Freund! Wenn alle reichen Leute nach dem Gesetze handelten, welches Sie denselben vorschreiben wollten, so müßte bald das ganze Uhrwerk der menschlichen Emsigkeit stille stehen. Der Reichthum ist eine Frucht der Arbeitsamkeit, und der Aufwand, der die Folge des Reichthumes ist, muß wieder die Arbeitsamkeit beleben und ernähren, damit sie neuen Reichthum erzeugen könne. — Verbannen Sie den Aufwand aus der menschlichen Gesellschaft, so ersticken sie alsobald alle Lust zur Arbeitsamkeit; so zernichten Sie die Feder, welche das ganze Werk gehen machet; so machen Sie die mei-

sten der vorhandenen Menschen zu Müßiggängern; so rauben Sie dem größten Theile ihrer vermuthlichen Nachkommenschaft das Daseyn und die Nahrung; so breiten Sie anstatt Wohlstand, Tugend und Zufriedenheit, Elend, Laster und Jammer über die ganze Menschheit aus.

Dieses kann ich nicht begreifen, erwiederte hierauf der junge Mensch, daß Bescheidenheit und Sparsamkeit, zwei so gepriesene Tugenden, Mangel, Laster und Elend erzeugen sollten.

Sie thun dieses auch niemals, versetzte der weise Theokles. Die Sparsamkeit bestehet nicht darin, daß man so wenig Aufwand mache als möglich ist, und die Bescheidenheit nicht darin, daß man gar allen Glanz und alles Aufsehen meide. Die wahre Sparsamkeit ist diejenige Tugend, durch welche der Mensch seinen Aufwand so einschränket, daß er seiner Nachkommenschaft ein angemessenes Auskommen, und sich selbst auf unerwartete Fälle eine zureichende Hilfe versichere. Die Bescheidenheit hasset nur denjenigen Punkt, welcher den Stand und das Vermögen dessen übersteiget, der sich desselben anmasset. Jeder Aufwand,

welcher nicht aus diesen Schranken tritt, ist unschuldig und nützlich; ist so gar für das Wohl der Gesellschaft nöthig. — Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, daß wenn ich mich noch in meinen ehemaligen Umständen befände, ich beynahe noch einen eben so grossen Aufwand machen würde, als ich ehemals gemacht habe. Nur in der Art der Ausgaben würde ich einige Abänderung machen, da ich seit dem Verluste den ich erlitten habe über viele derselben anders denken gelernt habe. Ich würde meine Tafel einschränken; nicht wieder so viele Bediente halten; auf die Auszierung meines Gartens um ein beträchtliches weniger verwenden; einen grossen Theil der Blumenbette in Gartenbette verwandeln; das Triebhaus abschaffen u. d. g. Ich würde im Gegentheile Preise unter die fleißigen Landleute austheilen; zu der Erziehung ihrer Kinder bald auf diese bald auf jene Weise beytragen; Bedrängten, die Arbeit, die sie nicht anbringen können, abnehmen u. d. g. Mit diesem will ich nicht sagen, daß nicht ein andrer einen prächtigen Garten, kostbares Geräthe, viele Bediente, ein Triebhaus u. d. g. halten dürfe.

Es kommt alles darauf an, daß ein jeder sich nach seinen Umständen richte, und sich es zu einem Gesetze mache, nach seinen Kräften und nach seinen Einsichten, immer eine gemeinnützigen und edlere Ausgabe einer minder gemeinnützigen und minder edeln vorzuziehen.

Ich bin wahrhaftig erfreuet, sagte hierauf Aristus, einen Mann wie Theokles auf diese Weise reden zu hören; einen Mann, der, wenn er reich ist verzehrt, weil er glaubt, daß dieses eine Pflicht des Reichen ist; und der, wenn sein Wohlstand abgenommen hat, sich einzuschränken weiß, weil er überzuet ist, daß derjenige, welcher mehr Aufwand machet als er soll, allezeit sich selbst, und sehr oft andern schadet.

Sie ertheilen mir ein Lob, welches ich nicht verdiene, erwiederte Theokles dem Aristus. Ich weiß es gar zu wohl, daß wenn mein ehemaliger Aufwand auch meinem Einkommen angemessen gewesen ist, er dennoch gar viel besser hätte angeordnet seyn können. Ich schäme mich recht, daß ich so in den Tag hinein gelebt habe. — Ich habe es schon gesagt, erst seit der Verminderung meines Gutes, ich Einfälti-

ger wollte schon wieder sagen, seit dem Unglücke das mich betroffen hat, denke ich besser — und diese Denkungsart ist nicht einmal die Frucht meines Nachsinnens alleine. — Sie ist die selbige von einem grossen Beyspiele in dieser Art, welches ich auf meiner letzten Reise nach — — gesehen habe. Ich that diese Reise, um aus den Trümmern des Glückes von meinem gestürzten und kurz darauf gestorbenen Freunde so viel ich konnte zu retten. Ich machte aus Anlasse derselben die Bekanntschaft eines Mannes, den ich niemals aufhören werde zu bewundern; und ich sehe das Beyspiel, das ich an ihm gefunden habe, als eine Art von Ersatze meines Verlustes an.

Diesen Mann müssen sie uns auch bekannt machen, verehrungswürdiger Theokles. Das Lob des Tugendhaften aus dem Munde dessen zu hören, der ihm gleicht, ist die erhabenste Wohl lust für solche die auch tugendhaft zu werden wünschen, sagte hierauf Aristus. Aber in — — da sollten sie einen wahren Tugendhaften gefunden haben; in einer Stadt, wo die äusserste Ausgelassenheit herrschet, und wo Ei-

telkeit und Eigennutz ihren Thron aufgeschlagen haben.

Seyn sie nicht ungerecht, versetzte hierauf Theokles. Es kann seyn, daß diese Stadt eine der verdorbensten auf der Erde ist. Indessen sind Urtheile dieser Art sehr oft ungegründet. Dem sey wie ihm sey. — Nicht in dieser Stadt, aber ein paar Stunden davon, habe ich den Mann gefunden von dem ich Ihnen rede.

Theodosius, so nennet er sich, ist ein Mann von etlich und vierzig Jahren. Einer seiner Verwandten, welcher durch die Handelschaft sich grosses Gut erworben hatte, setzte ihn zu seinem Erben ein, und hinterließ ihm, da er noch nicht siebenzehn Jahr alt war, eine sehr einträgliche Handlung, die ihn noch unendlich reicher gemacht haben würde, wenn er nach grossen Schätzen getrachtet hätte. Allein der bescheidene Jüngling begnügte sich mit dem, was sein Oheim besessen hatte, begab sich für einige Jahre zu einem weisen und tugendhaften Manne, um von demselben den wahren Gebrauch des Lebens zu lernen, und kaufte sich sodann ein aus einigen Dörfern bestehendes Rit-

tergut nicht weit von — — Da setzte er sich so gleich vor, nicht nur selbst glücklich zu seyn, sondern auch seine Leute glücklich zu machen.

Sein Gut mochte wohl fünfzehntausend Gulden tragen, und er war keinen Pfennig darauf schuldig. Er traf es nicht in dem besten Stande an. Sein Vorfahr war ein redlicher und frommer Mann gewesen, welcher jährlich etliche tausend Gulden auf Almosen (*) verwandte, dadurch aber nur seine Unterthanen liederlich und unglücklich machte. Theodosius hub alsobald den kleinen Spithal auf, der eine Art von Stiftung seines Vorfahren war: Einige Arme, die noch schaffen konnten, mußten sich wieder zur Arbeit bequemen, und diejenigen welche dazu gänzlich außer Stande waren verpfändete er in einer Armenanstalt in der Stadt. In Zukunft, sagte er, soll kein Armer mehr in meiner Herrschaft seyn. Meine Leute sollen so hausen, daß sie im Alter auch zu leben haben. Man schrie den guten Theodosius für einen Hartherzigen und für einen Weizhals aus. Aber man konnte ihn gar nicht

B

(*) S. unten die erste der vermischten Betrachtungen.

begreifen als gleich darauf, so bald die Nach-
 zungen seines Vorgängers zu Ende waren, er die
 Wirthshäuser (*), die in seiner Herrschaft alle ihm
 zugehörten, zuschloß, und sich also eines Ein-
 kommens von einigen tausend Gulden beraubete.
 Der Mann ist nicht nur hart, er ist närrisch;
 er hätte ja aus den Wirthshäusern noch viel
 mehr ziehen können, als er den Armen entzo-
 gen hat; hieß es. Allein er dachte: So bald
 kein Wirthshaus mehr auf meinem Gute seyn
 wird, so wird da auch kein Spithal mehr nö-
 thig seyn. Spithäler sind in grossen Städten
 nöthig, wo viele liederliche Leute wohnen; wo
 Schwelgerey und Ueppigkeit herrschen; wo
 Ausschliessungen, (*) Einschränkungen, Mono-
 polien und andre Mißbräuche die Nahrung des
 Bürgers schwer, theuer und unsicher machen;
 wo jeder den andern zu unterdrücken, keiner
 den andern an Arbeitsamkeit, Billigkeit und
 Mäßigkeit zu übertreffen suchet. Aber auf Dör-
 fern sollen solche überflüssig seyn.

Theodosius hatte einen verständigen Bedien-
 ten. Diesen unterrichtete er zuerst in allen
 (*) S. unten die zweyte, dritt und vierte der ver-
 mischten Betrachtungen.

den Erkenntnissen in welchen er seine Unterthanen unterwiesen haben wollte, und er machte ihn sodann zu dem Lehrer derselben. Alle, welche weniger als fünf und zwanzig und mehr als fünfzehn Jahre alt waren, wurden an den Sonntagen in dem Schlosse versammelt. Da lernte der Bediente diejenigen, die es noch nicht konnten, schreiben, und alle rechnen; eine Berechnung über die Unkosten und den Ertrag einer Unternehmung verfertigen, und eine genaue Verzeichniß über ihre Ausgabe und über ihre Einnahme führen. — Sehr oft war der Herr die ganze Zeit über, immer aber einen Theil davon bey diesem Unterrichte gegenwärtig. Er ließ keinen Sonntag vorbegehen, da er nicht selbst den Lehrer vertrat, und sich bemühte die moralischen Gesinnungen seiner Leute zu bilden. — Er prüfte sie über ihre Denkungsart, und er legte ihnen allerhand Fragen vor. Er verbesserte ihre Einsichten und ihre Neigungen wo er sie fehlerhaft fand; er zeigte ihnen die wahren Vortheile der Redlichkeit und der Arbeitsamkeit; er theilte denselben, von denen er eine besondere Probe von Emsigkeit, oder von

Geschicklichkeit, oder eine gute Handlung erfahren hatte, Lob und Belohnung aus; auch diejenigen, die bey dem Unterricht seines Bedienten sich recht gelehrig erzeiget hatten, erhielten Preise von ihm; und wenn der Unterricht geendet war so gewährte er ihnen eine Lustbarkeit, von welcher er die Unkosten trug.

Bald nachdem Theodosius Besitz von seiner Herrschaft genommen hatte, starb der alte Pfarrer derselben. Er berief an dessen Stelle einen einsichtsvollen jungen Mann, welcher das Kirchspiel bald vollends in die Ordnung brachte, indem er durch einen gründlichen Unterricht in den Wahrheiten und in der Sittenlehre des Christenthums die Ordnung und die Rechtschaffenheit den Herzen seiner Gemeindsgenossen noch tiefer einprägte, und indem er mit diesem Unterrichte eine väterliche Sorge für das zeitliche Wohl derselben vereinigte, und insonderheit Friede und Einigkeit unter ihnen herrschen machte. Um sich den Besitz dieses würdigen Geistlichen zu versichern, hat Theodosius die Pfund um einige hundert Thaler verbessert, und wendet er alles an, was in seinem Vermögen stehet, dem Pfarrer das Leben angenehm zu machen.

Theodosius war von Jugend auf ein großer Liebhaber des Landbaues gewesen. Er hatte denselben bey dem weisen Manne erlernt, welchem er seine übrigen Einsichten zu verdanken hatte, und er machte seine angenehmste Beschäftigung daraus, sich durch die Lesung der besten landwirthschaftlichen Schriften, und durch wohlangeordnete Versuche in dieser edeln und nothwendigen Kunst immer vollkommener zu machen. Er liebte dieselbe aus Geschmack und aus Ueberlegung, und er trieb sie deshalb mit einem nicht geringen Erfolge. Die Aecker des Junkers waren immer am besten bestellt, seine Wiesen trugen am meisten ab, sein Vieh war das fetteste und das gesündeste: Dieses reizte seine Unterthanen zur Nacheiferung. Er machte sich auf eine andere Weise denselben nicht minder nützlich. Aus denjenigen jungen Leuten, welche sich als die gelehrigsten und besten Schüler seines Schulmeisters und seines Pfarrers hervorgethan hatten, wählte er seine Aeckerknechte. Ihr Schicksal war, so lang sie in seinen Diensten stuhnden, recht gut: Sie

mußten zwar mehr arbeiten als bey irgend einem Bauren; aber so gewöhneten sie sich eben an die Ordnung und an die Arbeitsamkeit. Sie wurden auch übrigens sehr wohl gehalten; sie lerneten die Bauart ihres Herrn; sie sparten in wenig Jahren so viel vor, als sie nöthig hatten ein Bauerngewerb anzufangen, und wenn ihnen diesorts noch etwas abgieng, so wurde es ihnen von dem Herrn vorgeschossen. Es war aber bey den wenigsten nöthig. Die reichsten Bauren sahen darauf ihre Töchter mit Jünglingen zu verheyrathen, die in des Junkers Diensten gestanden waren. Das Schloß desselben wurde also zu der Pflanzschule der besten und der angesehensten Gemeindsgenossen, und Ordnung und Wohlstand wurden vorzüglich von denselben in der Gemeind ausgebreitet.

In einer Zeit von wenig Jahren erhielt die ganze Herrschaft des Theodosius eine andre Gestalt. Der Himmel segnete die weisen Bemühungen des Junkers, des Pfarrers und des Schulmeisters auf eine recht merkliche Weise, und seither haben sich der Wohlstand und die Glückseligkeit ihrer Untergebenen immer ver-

mehret. Seit fünf Jahren ist keine Schlägeren unter denselben vorgegangen, hat sich keine Uneinigkeit in einer Familie ereignet und hat kein Gemeindsgenosse mit dem andern einen Rechtshandel gehabt. Die Anzahl derjenigen, welche in der Blüthe der Jahre sterben, nimmt merklich ab; glückliche Folge der verbannten Schwelgeren; und es gehen auch viel weniger Kinder darauf, weil ein grösserer Wohlstand und ein ordentlicheres Leben die Eltern besser in Stand stellen für dieselben zu sorgen, und weil Theodosius geschickte Wehmütter in seine Herrschaft berufen hat. Der Abtrag aller ehemals gebauten Güter ist verdoppelt worden; da vorher der dritte Theil der Aecker ungebaut liegen blieb, ist nun alles angebaut; die Anzahl des Viehes hat ebenfalls mehr als um das doppelte zugenommen. Die Zehnten werfen also dem Edelmann unendlich mehr ab; es bleibt keines seiner übrigen Einkommen ungiebig, und der ganze Ertrag der Herrschaft und der herrschaftlichen Güter ist bereits mehr als um einen drittheil gestiegen.

Die Anzahl der Einwohner ist so wohl durch

die Erhaltung der alten Gemeindegossen als durch den Zufluß vieler neuer vermehret worden; und dennoch werden nun bey abgeschaster Schwelgerey, bey vermehrter Arbeitsamkeit und bey erleichterter und verbesserter Landwirthschaft, weniger Leute zu Bestellung des Landes gebraucht als ehimals. Theodosius hatte wohl vorsehen, daß dieses eine glückliche Folge seiner Anstalten seyn würde. Er ließ deshalb einen geschickten Leinendamastweber und eine geübte Spitzenmacherinn kommen, und gebrauchte sie, um diejenigen seiner Unterthanen beyderley Geschlechtes, welche theils wegen der Schwäche ihrer Gesundheit oder sonst sich mit dem Landbaue nicht beschäftigen können, in ihrem Berufe zu unterrichten. Nun sind einige Manufacturen in seiner Herrschaft errichtet; und sie gewähren den Manufacturarbeitern einen ehrlichen Verdienst, den Landwirthen einen vortheilhaften Absatz ihres Uebersusses, den Kaufleuten einen beträchtlichen Gewinnst, und dem ganzen kleinen Staate einen recht blühenden Wohlstand. (*) Auch hat Theodosius getrachtet die nöthigsten

(*) S. die fünfte der vermischten Betrachtungen.

Handwerker auf sein Gut zu ziehen, und es ist ihm hierinn mit einem guten Erfolge geglückt, obwohl er keinen seiner Unterthanen verbindet die Handwerker seiner Herrschaft auswärtigen vorzuziehen, seine Producte vorzüglich an seine Mitbürger zu verkaufen, oder seine Bedürfnisse eher in der Herrschaft als ausser derselben sich anzuschaffen. (*) Als Besitzer eines unmittelbaren Rittergutes wäre er befüget seinen Angehörigen solche Gesetze vorzuschreiben. Allein er ist zu gerecht und zu weise dazu; er weiß daß es ihm nicht zustehet über das Eigenthum seiner Unterthanen etwas zu verhängen, und er verabscheuet jede Einschränkung und jeden Zwang im Handel und in Nahrungsachen als einen Einbruch in die unverletzlichen Rechte des Eigenthumes, als eine Zerreißung der heiligen Bande, welche das ganze menschliche Geschlecht mit einander vereinigen. Er siehet sich, er siehet seine Untergebenen nicht nur als Bürger ihrer Gemeind, ihres Kreises, des Reiches, er siehet sich selbst und die seinigen als Weltbürger an (**); und

B 5

(*) S. die sechste der vermischten Betrachtungen.

(**) Die alten Weltweisen, insonderheit die Stoiker,

er ist überzeuget, daß ein Theil dieser grossen Bürgerschaft sich immer selbst Nachtheil bringet, wenn er sich von dem ganzen absöndert, wenn er etwas für gut hält, was den heiligen Gesetzen des allgemeinen Besten der Menschheit nicht angemessen ist.

Theodosius dachte die sechs bis acht ersten Jahre, nachdem er von seiner Herrschaft Besitz genommen hatte, an nichts anders als an die Verbesserung derselben, und an die Glückseligkeit seiner neuen Unterthanen. Er fand die süßeste Wohlthut in diesen edeln Bemühungen, und er wußte, daß derjenige Mensch, welcher auf dem Lande seine Stunden zum Besten seines gleichen verbrauchet, die Lustbarkeiten und die Zerstreuungen der Stadt gar nicht nöthig habe. Die Musik, die Lesung, die Bewegung zu Füsse und zu Pferde, der Umgang mit einigen weisen Freunden die ihn von Zeit zu Zeit

sahen das ganze menschliche Geschlecht als einen einzigen Staat, und alle Menschen als Bürger desselben an. Eine falsche Staatskunst trennet Staaten von Staaten, und Menschen von Menschen.

besuchten, und sehr selten die Jagd ersetzten ihm mehr als genug alle die rauschenden Lustbarkeiten, denen er entsaget hatte. Ich habe der Jagd gedacht; ich muß aus Anlasse derselben noch einen Punct berühren, der in meinen Augen der menschlichen und vortreflichen Denkungsart meines Helden nicht wenig Ehre macht. Er besitzt die vollkommenste Jagdgerechtigkeit in seiner Herrschaft: Sein Vorfahr hatte dieses Recht, oder besser zu sagen dieses Unrecht, an einen benachbarten Edelmann um ein geringes Geld verpachtet; und dieser hielt mit einer solchen Schärfe darauf, daß er den Unterthanen mehr Schaden zufügte als die Almosen abtrug, welche ihr Herr unter sie austheilen ließ. Theodosius hobte alsobald diesen schädlichen Pacht auf; er erlaubte allen seinen Unterthanen das Gewild, das ihnen zu Schaden gieng zu tödten, und er erhöhte nur dadurch den Abtrag seiner Zehnten um ein mehrers als sein Vorfahr aus der Jagd gezogen hatte. Er hat mir diese von ihm getroffene Abänderung mit einer besondern Selbstzufriedenheit erzählt, und er hat dabey die An-

merkung gemacht, daß so uneigennützig er in allen seinen Anstalten habe zu Werke gehen wollen, er doch immer gefunden habe, daß es ihm nie möglich gewesen sey eine menschenfreundliche oder auch nur eine bloß gerechte Handlung auszuüben, die ihm nicht mehr eingebracht habe, als sie ihn gekostet hatte. Ich höre ihn noch immer beifügen: Möchten doch die Könige, die Fürsten und ihre Minister von dieser grossen Wahrheit überzeuget werden; wie glücklich sollten nicht die Bürger, wie blühend die Staaten, wie groß die Beherrscher derselben seyn.

Doch ich wollte Ihnen meine Herren das Hauswesen des Theodosius zu beschreiben anfangen. Was ich von seiner Jagd nachzuholen hatte hat mich davon abgebracht. Er war bereits neun und zwanzig Jahr alt, als er daran dachte sich zu verheyrathen. Er wurde zufälliger Weise mit einer reichen Erbin bekannt. Sie war ein artiges Frauenzimmer von achtzehn Jahren, und sie hatte sich entschlossen sich niemals zu heyrathen, weil alle Mannspersonen die sie bisher kennen gelernt hatte durch Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, oder durch Stolz

und Pedanteren ihr verächtlich geworden waren. Sie kam in Gesellschaft ihres Oheims und Vormüunders in die Nachbarschaft des Theodosius. Kaum sah dieser Themiren, als er einen Geschmack für sie fassete; kaum sah sie den Theodosius, als ihr Herz ihr sagte, dieser wäre der Mann mit dem sie leben könnte. Es war nur ein kleiner Anstand, welcher ihrer Vereinigung im Wege stuhnde. Theodosius war ein neuer Edelmann, und Themire war aus einem alten Geschlechte. Dieser Umstand war für den Vormünder, dem sonst alles wohl gefiel, von der größten Wichtigkeit. Allein Themire berief sich auf vernünftigere Verwandte; und sie hatte das Glück solche zu besitzen, welche wußten, daß persönliche Tugend unendlich mehr werth wäre als angeerbter Adel.

Theodosius war nun auf einmal noch so reich geworden als er vorhin gewesen war. Themire war nun in dem Besitze ihrer Reichthümer. Keines von beynen sah in seiner Vereinigung mit dem andern diesen Vortheil als einen sehr wichtigen Umstand an. Nach ihrer Denkart hätten sie mit dem zwanzigsten Theile

ihrer Mittel glücklich und vergnügt leben können. Indessen waren sie nicht unzufrieden so reich zu seyn; und ihre vornehmste Sorge war, wie sie ihre grossen Einkünfte vernünftig verzehren wollten.

Ein vornehmer Verwandter schlug ihnen vor in die Stadt zu ziehen, und er wollte dem Theodosius eine Stelle bey Hofe und einen ansehnlichen Charakter verschaffen, damit er mit mehr Anstande leben könnte. Eine Stelle bey Hofe und ein Charakter sind schöne Dinge, sagte Theodosius, aber was werde ich da nützen? Sie werden ihr Geld mit Ehren verzehren, — hieß es. — Und wie viel werde ich dazu brauchen? — Gerade so viel als Sie einzugehen haben werden. Und da werde ich nichts mehr zu dem Besten meiner Unterthanen verwenden; — ich werde mein Gut nicht mehr verbessern; — ich werde nichts gutes stiften. — Denn die Stelle die man mir verspricht ist nur die eines glänzenden Müßiggängers, und diese schicket sich für mich nicht. Aber sie werden doch nicht wollen ihre junge und reizende Gemahlinn lebendig begraben, sagte der ehrgeizige Verwandte. Was

nennen Sie lebendig vergraben, — rief hier Themire aus: Bey Hofe würde ich unter dem verächtlichen Haufen eiteler und gedankenloser Menschen lebendig begraben seyn. Hier bey meinem unschätzbaren Theodosius auf seinem reizenden Landsitze werde ich wahrhaftig leben. — Das ist recht wohl gedacht, sagte ein alter Vetter. Bleiben sie fein stille auf ihrem Gute. Verzehren sie jährlich ein paar tausend Thaler, und das übrige legen sie für ihre lieben Kinder beyseits. Sie sind reich; es wird nichts schaden, wenn sie noch reicher werden. Man kann es doch nie zu viel seyn. Die Narren zehren ihr Gut auf, und wer gescheid ist hält das Seinige zusammen. Auch dieser Rath stund dem weisen Theodosius nicht an. Wenn alle Menschen also dächten, sagte er, so würde bald alle Emsigkeit und alle Gewerbsamkeit darnieder liegen. Wer Einkünfte hat muß Aufwand machen, sonst ist er ein unnützer Besitzer. Der geizige Verwandte lachte hier aus vollem Halse. Welche vortrefliche Leute, sagte er, sind nicht unsre jungen Narren und Narrinnen in der Stadt, welche alles an den Pracht und an die Schwel-

geren hängen; wie nützliche Glieder der Gesellschaft sind sie nicht ohne es zu wissen? In einem gewissen Grade sind sie nützlich, antwortete ihm Theodosius, und das ohne es zu wissen, und also auch ohne Verdienst; so wie der Mist das Feld düngt ohne es zu wissen. Indessen verderbet der Ueberfluß von Dung auch das allerbeste Feld; und wer mehr verzehrt als er einzugehen hat ist für sich selbst und insgemein auch für andre ein sehr verderblicher Mensch. Wer aber weniger verzehret, als er vernünftiger Weise verzehren soll, ist der Gesellschaft nicht weniger schädlich; ist nicht weniger thöricht, als der welcher einen unsinnigen Aufwand machet. So machen Sie, was Sie gut finden, sagten die Verwandten, und dieses thaten auch Theodosius und Themire auf eine Weise, die sie niemals gereuet hat.

Sie faßeten mit einander den Entwurf ihrer Ausgaben ab. Sie behielten sich jährlich den vierten Theil ihrer Einkünfte vor, um in außerordentlichen Nothfällen sich und andern helfen, um starke Ausbesserungen an ihren Gebäuden unbeschwert bestreiten, um ihre Kinder

desto ansehnlicher aussteuern , oder um andern unerwarteten Ausgaben begegnen zu können.

Es hat , wie man mir von * * * geschrieben hat, sich erst neulich der Fall ereignet, daß Theodosius und Themire von diesem ihrem Vorgesparten einen recht löblichen Gebrauch gemachet haben. Als Theurung und Mangel das Land bedroheten, in dem sie wohnen , haben sie vierzigtausend Gulden angewandt um Getraid aus der Ferne kommen zu lassen. Sie lieffen dasselbe in dem laufenden Preise verkaufen , und aus dem was gewonnen wurde unterstützten sie die Armen, indem sie ihnen Brod und Verdienst gewährten; und sie haben es sich, durch die Erfahrung der gegenwärtigen Zeit belehret, zu einem Gesetze gemachet , allezeit tausend Malter gedörrten Weizens aufgeschüttet zu haben , um bey theuern Zeiten den Aermsten ihrer Unterthanen mit wohlfeilem Brodte beyzuspringen. Sie würden, so sagte Theodosius zu dem Freunde der mir hievon Nachricht gegeben hat, diese Fürsorge überflüssig finden, wenn nicht die Fürsten und die Stände , die ihre

Herrschaft umgeben, durch gleich ungerechte und verderbliche Sperrungen ihren eignen und den benachbarten Staaten Mangel und Theuerung zuzögen, anstatt solche abzuwenden.

Die übrigen drey Viertheile seiner Einkünfte verwendet Theodosius auf nützliche und angenehme Ausgaben. Er kauft jährlich um ein beträchtliches Bücher, Gemälde, Kunststücke, und Naturalien. Er sammelt sich so eine schöne Bibliothek und ein Cabinet. Von diesem hoffet er insonderheit bey der Erziehung seiner Kinder einen nützlichen Gebrauch zu machen, und er siehet es überhaupt als eine Pflicht des Reichthumes an, durch einen anständigen Aufwand in dieser Art die Geschicklichkeit und den Fleiß der Künstler zu belohnen und aufzumuntern. Aus diesem Grunde kauft er den Handwerkern und den Fabricanten, den Seinigen so wohl als Auswärtigen, kostbares Hausgeräthe und andre Waaren ab; obwohl er kein gar zu grosses Geld hierauf verwendet, indem er darfür hält, daß es nicht gut seyn würde, wenn eine gar grosse Menge von Menschen sich auf diese Berufe legen und nützlichere hintansetzen sollte.

Er unterhält sodann einen schönen und grossen Garten. Er läßt demselben keine Zierde mangeln, aber er widmet doch den grössern Theil der dazu bestimmten Ausgabe nützlichen und lehrreichen Versuchen. Er hält zu diesem Ende einen Gärtner, welcher zugleich ein Landwirth ist, und welcher die jungen Leute in dem Feldbaue unterrichtet.

Einen andern Theil seines Einkommens wendet Theodosius an, den Fleiß und die Emsigkeit derjenigen seiner Unterthanen aufzumuntern, welche sich auf eine oder die andre Weise hervorthun. Wenn er einen vorzüglich geschickten Kopf kennen lernet, so läßt er denselben in der Zeichnung und in der Geometrie unterrichten. Er hat deshalben unter seinen Bedienten immer einen, welcher darinn genugsam geübet ist, um darinn Unterricht zu ertheilen. Er läßt niemals bauen, als wenn es sehr nöthig ist; allein er läßt immer Verbesserungen an seinen Gütern machen, um in Zeiten, da ein Theil seiner Unterthanen nicht beschäftigt ist, denselben dadurch ein kleines Verdienst verschaffen zu können; und

Hiezu hat er auch jährlich ein gewisses ausgeſetzt. Er hat auch in dieſer Abſicht eine Grapppflanzung angeleget, um Kinder und alte Leute zu beſchäftigen. Seit einiger Zeit hat er zu demſelbigen Endzwecke Maulbeerbäume pflanzen laſſen.

Seine Ergöglichkeiten ſind dieſelbigen, wie vor ſeiner Verheuratur. Sehr ſelten wird in ſeinem Schloſſe geſpielet, weil man ſich da immer beſſer die Zeit zu vertreiben weiß. Alle Abende beluſtiget man ſich mit der Muſik. Theodoſius ſiehet in der Wahl der wenigen Bedienten, die er zum Staate hält, vorzüglich darauf, daß ſie ein Inſtrument ſpielen können. Alle vierzehn Tage wird in dem Schloſſe ein Concert gehalten, wozu verſchiedne junge Edelleute und Fräulein ſamt einigen Muſicanten aus der Stadt eingeladen werden. Seit ein paar Jahren iſt allda jeden Winter von der Geſellſchaft welche gewöhnlich die Concerte beſuchet ein Schauſpiel aufgeführt worden. Der Aufwand dabey iſt niemals ſonderlich groß, und es wird niemand dazu geſaſſen, von deſſen Charakter und Denkuugsart man nicht verſichert wäre.

Auf die Kleidung verwenden Theodoſius und

Themire sehr wenig; doch zeigen sie, wenn es die Anlässe erheischen, darinn einen so guten Geschmack als die vornehmsten Hofleute.

Die Anzahl ihrer Bedienten ist so klein als es möglich ist; sie nehmen keinen an, der nicht durch irgend eine Geschicklichkeit in dem Hause über die gewöhnliche Aufwart nützlich seyn könnte, und sie behalten keinen, dessen Aufführung und Sitten anstößig wären. Dieser Umstand ist ihnen in Rücksicht auf die Sitten und auf die Denkungsart ihrer Kinder höchstangelegen. Die meisten ihrer Bedienten sind gleichsam in ihrem Hause erzogen worden, und sind versichert, so lange sie leben werden, oder doch bis auf eine bessere Versorgung darinnen zu bleiben, weil es ihnen gar viel daran gelegen ist, dieses Glück durch eine gute Aufführung zu verdienen. Die Kammermagd der Themire ist eine geschickte und vernünftige Wittwe, welche die vornehmsten Frauenzimmerarbeiten versteht, und welche auf Befehl ihrer Herrschaft sehr oft den kranken Weibspersonen in dem Dorfe beisteht. Der Kammerdiener des Theod.

Theodosius ist ein verständiger Barbierer, welcher sehr wenig mit seinem Herrn zu thun hat, der aber nach dessen Wille vielfältig beschäftigt ist, seinen Unterthanen als Wundarzt und auch in leichten Fällen als Arzt Dienste zu leisten. Theodosius hat ihn auf seine Unkosten ein Jahr lang auf einer Universität unterhalten, und er hat ihn insbesondrer ein Collegium über Tissots Anweisung hören lassen. Seit einiger Zeit hält Theodosius einen Hofmeister für seinen dreyzehnjährigen Sohn und eine Hofmeisterinn für seine drey Töchter. Um diese recht besolden zu können, hat er tausend Gulden von demjenigen bestimmt, so er sonst jährlich beyseits zu legen pflegte, und er gedenket in der Zukunft der Erziehung seiner Kinder eine weit ansehnlichere Summe zu widmen. Die Tafel des Theodosius machet die geringste seiner Ausgaben aus. Sie ist insgemein mit sehr wenigen, sehr einfältigen, aber sehr wohl und sehr gesund zubereiteten Gerichten besetzt. Das Gewild von seiner Jagd machet meistens das Kostbarste darbey aus, und fremde Weine erscheinen da sehr selten. Die fremden Weine, sagt

er, haben nur als Arzney betrachtet einen wahren Werth, und ich speise meine Leute niemals das sie Arzney nöthig haben. Diese brauchet man nur bey den reichen Schlemmern in der Stadt, deren Köche ihre Gäste vergiften.

So verzehret Theodosius jährlich seine fünfzehn bis zwanzig tausend Thaler. Er könnte mit tausenden, vielleicht mit fünfshundert leben: Ich gebe es gerne zu. Aber ich behaupte, daß wenn er, und andre die sich mit ihm in den gleichen Umständen befinden, sich so sehr einschränkten als ich es nun aus guten Gründen gethan habe, sie dadurch der menschlichen Gesellschaft den größten Nachtheil zufügen, sie wahre Ungerechte und wahre Geizhälse seyn würden.

Was halten sie davon mein lieber Freund, sagte Aristius lächelnd zu dem Eurikles? Ist nicht eine solche Denkart das beste Auswands-gesetz; und denken sie nicht selbst im Grunde so, obgleich sie sich überreden, als ob sie anders dächten? Würden sie sonst so geschwind sich ei-

ne Gutsche angeschafft und ein kostbares Haus gekauft haben? Sie waren es sich selbst nicht bewußt. Aber es gieng ihnen, wie vielen andern ehrlichen Leuten. Ein verborgnes Könnigen Neides mischte sich in ihre Weise über den Aufwand zu philosophieren. Nun da sie selbst reich sind, denken sie schon viel gelinder über diesen Punct, obgleich sie es sich selbst nicht gestehen wollen.

Eurikles schien sich hierüber ein wenig zu erzörnen. — Aber er begriff sich sogleich; denn er ist, wie sie wissen, ein redlicher und aufrichtiger Mann.

Ich gebe ihnen gern gewonnen, sagte er, ich gestehe meine Schwachheit; aber ich gelobe ihnen vor diesen schätzbaren Freunden feyerlich an, daß ich den Fehler, zu dem sie mich verleitet hat, dadurch zu büßen gedenke, daß ich die Art meines Aufwandes abändern, und daß ich denselben nach dem Beispiele des verehrungswürdigen Theodosius einrichten will. Aber ich wünschte, daß es möglich wäre jeden unsrer Mitbürger in den Schranken zu halten welche seine Umstände erheischen.

Das ist, versetzte Aristus, sie wollten jedem ein besonders Gesetz machen. Dieses müßte möglich seyn, wenn Aufwandgesetze vernünftig seyn sollten; und da dieses nicht angehet, so müssen wir es der Vernunft eines jeden überlassen ihm vorzuschreiben, was sie seinen Umständen angemessen findet. Jedes allgemeine Gesetz über diese Gegenstände muß entweder dem Aufwande ein gar weites Feld offen lassen, und also unwirksam, oder denselben allzusehr einschränken und also schädlich werden.

Was ist denn hier zu thun, sagte Eurileß.

Was Theodosius gethan hat, in so ferne es angehet, antwortete Aristus. Die Könige und die Obrigkeiten können nicht alle Wirthshäuser schliessen. Sie können aber die Schwelgerey und die Heppigkeit durch das Beyspiel von Mäßigkeit und von Tugend, und durch die Begünstigung der Tugendhaften eben so nachdrücklich bekämpfen; und alles übrige, was Theodosius mit so gutem Erfolge ausgeübet hat, stehet vollkommen in ihrer Gewalt, wenn sie weise genug

sind es zu wollen. Ein besserer Unterricht des Volkes, eine bessere Erziehung, diese allein können die Vernunft siegprangen machen. Ein König wie Theodosius, eine Königin wie Themire, Minister, Bürgermeister, Schultheissen, Landammänner und Rätke, wie sein Pfarrer, sein Schulmeister, sein Gärtner. — Diese allein können, wie jene ein Rittergut in Stand gebracht haben, Staaten blühend machen. Die Haushaltung eines Volkes ist dieselbige, wie die von einer Familie; die wahre Weisheit ist dieselbige in dem Grossen, wie in dem Kleinen. Die Menschen sind nur unglücklich, weil sie nicht ihren heiligen und ewigen Grundsätzen folgen, und weil sie die elenden und schlechten Geburten ihrer Leidenschaften und ihres Stolzes an die Stelle setzen, welche nur den Gesetzen der Natur und ihres allmächtigen Urhebers gebühret.

Indem Aristus so redete, kam die Tochter des Theokles, um uns zur Tafel zu rufen. Wir fanden dieselbe nach den Grundsätzen und nach den dermaligen Umständen unsers Freundes bestellt. Ich darf Sie nicht versichern,

liebster Palámon, daß dadurch unserm Vergnügen nichts abgegangen sey. Wir brachten da ein paar Stunden auf das angenehmste mit nützlichen und aufgeweckten Gesprächen zu, an welchem auch das Frauenzimmer des Theokles Antheil nahm. Die Wirthschaft, die Erziehung der Kinder, die Besorgung des Gartens, waren die Gegenstände davon. Auch die Neuigkeiten der Stadt und der Nachbarschaft wurden nicht vergessen. Belinde die ältere Tochter unsers Freundes sang uns einige Schweizerlieder des schätzbaren Lavaters; ihr Bruder sagte uns einige sehr schöne Stellen aus der Henriade daher; und der kleinere Sohn sang mit seinem jungen Schwestergen einige der reizenden Lieder für Kinder. Nachdem wir das Caffee getrunken hatten, sahen wir dieser Jugend zu, wie sie sich mit Regeln und mit Racketenspielen belustigte. Dieses sind die Ergötzlichkeiten meiner Kinder, sagte Theokles. Ich suche sie dadurch gesund und munter zu erhalten. Wir giengen hierauf in den Garten. Das Frauenzimmer blieb wegen Geschäften zurücke, und die Jugend wurde zum Lehren abgerufen.

Als wir in dem Garten waren sagte der junge Eurikles zu dem Aristus: Ich habe demjenigen nachgedacht, was sie diesen Morgen über den Aufwand gesagt haben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Zweifel eröffne, welcher dagegen in mir aufgestiegen ist.

Mit Vergnügen, antwortete Aristus.

Ich habe erst neulich gelesen, fuhr der junge Mensch fort, daß in monarchischen Staaten der Aufwand eine nützliche Sache, daß hingegen in Republiken und insonderheit in kleinen Freystaaten derselbe höchst verderblich sey; und es deucht mir, nichts sey vernünftiger als dieser Unterschied, und selbst nach ihren Grundsätzen verehrungswürdiger Gönner. Eine Monarchie ist anzusehen wie ein reicher Edelmann; sie soll nothwendig einen grossen Aufwand machen. Eine Republik ist ein bescheidener Hausvater; Sparsamkeit und Mäßigung lassen deshalb einer solchen am besten, und diese können mit einem grossen Aufwande ihrer Bürger nicht gar wohl bestehen.

Unstreitig, erwiederte Aristus, soll jeder Staat seine Ausgaben nach seinen Kräften messen. Der

König in Portugal und sein Königreich sollen also unzweifelbar einen grössern Aufwand machen als die Republik Genf; aber daß diese nicht mehr ausgeben dürfe als der König Wilhelm auf der Küste Guinea, dieses wird wohl keinem vernünftigen Menschen zu Sinne kommen. Ich wüßte einmal keinen Grund zu finden, warum eine grosse und reiche Republik nicht mehr Aufwand machen sollte als eine kleine und arme Monarchie.

Dieses begreife ich sehr wohl, wandte der Jüngling ein: Wenn wir die öffentliche Haushaltung einer Monarchie und einer Republik mit einander vergleichen, so kann nichts einleuchtender seyn. Aber den Republikaner als Bürger zieren Sparsamkeit und Mäßigung.

Und warum nicht auch den Unterthan eines Fürsten, versetzte Aristus. Können Sie glauben, daß die Tugend nicht allerorten sich selbst gleich sey. Warum sollte der Genfer, welcher jährlich zehntausend Thaler einnimmt, nicht eben so wohl achttausende verzehren dürfen als der Pariser, welcher ein gleiches Einkommen hat? Sehen sie, beyde folgen den Grund-

sätzen des Theodosius in ihrer Art Aufwand zu machen; werden sie nicht beyde auf die gleiche Weise ein Segen für ihre Mitbürger seyn? Sehen Sie hingegen, sie seyn beyde Schlemmer und Lasterhafte. Wird der nichtswürdige Pariser seinen Mitbürgern weniger Schaden als der leichtsinnige Genfer den seinigen. Oder finden sie da einen Unterschied?

Nicht den geringsten, antwortete der junge Eurikles. Aber darinne scheint mir doch der Unterschied sehr merklich, daß der Aufwand, welchen der Bürger einer Monarchie machet, seinen Mitbürgern zu gut kommt, daß er die Emsigkeit und den Fleiß derselben befördert; und daß das Geld, so er verzehret, in dem Lande bleibet. Was hingegen der Republikaner verthut entgeht meistens seinen Mitbürgern, bereichert Fremde, und entkräftet sein Vaterland. In diesem Gesichtspunkt wenigstens muß ein grosser Aufwand für einen kleinen Staat ein unendlich verderbliches Uebel seyn.

Nicht mehr als für einen grossen, erwiederte Aristus. Und ein wohlgeordneter Aufwand, oder, besser zu sagen, ein Aufwand dessen gan-

zer Betrag nicht grösser ist, als derselbe des Einkommens aller Bürger eines Staats erfordert, wird eine Republik nicht mehr entkräften als eine Monarchie; indem im Grunde kein Aufwand verderblich ist als derjenige, welcher der Gesundheit und den Sitten der Bürger Nachtheil bringet, oder welcher, indem er ihr Vermögen übersteiget, ihnen die Kräfte benimmt ihre Berufe mit Erfolge fortzutreiben. Jede andre Art des Aufwandes hat nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur gemeinnützige Wirkungen; und da kommt es einem wahren Weltbürger, welcher diese heiligen Gesetze kennen und verehret, nicht darauf an in welchem Winkel der Erde sich diese Wirkungen zuerst äussern, indem doch endlich ihre Folgen nothwendig durch den ganzen Ocean der Menschheit sich ausbreiten. Wir sind allzu sehr gewöhnet, jeden Staat als von der ganzen übrigen Menschheit abgesondert zu betrachten, und uns für jeden ein besonders Wohl und eigene Maximen zu gedenken. Wie kleiner ein Staat ist desto mehr schränkt man einen solchen in diese Einzelheit ein, wenn ich so reden darf; und deßhalb trennet man so gern die Republiken

von dem ganzen übrigen menschlichen Geschlechte. Wenn es sich diesorts in der Wirklichkeit so sehr also verhielte, wie in der Einbildung vieler Staatsleute und der meisten Philosophen, so würde nichts unglücklicher seyn als die meisten Freystaaten. Wie kleiner ein Staat ist, desto wichtiger ist es im Grunde für ihn, sich so wenig als möglich von andern Völkern abzusondern, und mit denselbigen Gemeinschaft von Handlung und von Freundschaft zu unterhalten. Wenn nicht ein allgemeines Gesetz der Natur vorhanden wäre, welches das ganze menschliche Geschlecht zu einer Familie machet, so sollten die kleinen Staaten wünschen, dieses Gesetz zum wenigsten unter allen gesitteten Völkern durch eine ausdrückliche Verkommnis eingeführt zu sehen. Wie glücklicher, wie reicher die Nachbarn eines Staates sind, desto glücklicher muß auch er selbst werden. Es kann nicht das kleinste Ländgen blühen ohne daß sein Wohlstand, ich will nicht sagen in denselben seiner Nachbarn, sondern selbst in denselben entfernter Länder einen glücklichen Einfluß hätte. Das Unglück, das einen Staat betrifft, kann den

entferntesten Gegenden fühlbar werden. Wenn nicht dieser oder jener Bürger von Peking eine Uhr bezahlen könnte, so würde vielleicht dieser oder jener Bürger von Genf das Brod missen, das nun ihn und seine Kinder nährt; und so würde der savoyische Bauer nicht leben, welcher dem Genfer dieses Brod verkauft. Wenn dieser oder jener reiche Genfer nicht porcelanene Gefässe haben wollte, so würde vielleicht ein Chinese Hungers sterben. Der Chinese, welcher sagen würde, was ist mir an dem Genfer gelegen, wäre ein undankbarer und ein Barbar; und der Genfer, welcher sagen würde, was gehet mich der Chinese an, müßte ein Unwissender oder ein Unmensch seyn.

Sollten Sie nicht, sagte hierauf Theokles, die Menschenliebe allzuweit ausdehnen, und dadurch die bürgerliche Liebe entkräften oder gar vernichten? Wenn ich den Chinesen so herzlich lieben soll, so laufe ich, deucht es mir, Gefahr meinen Mitbürger sehr wenig oder gar nicht zu lieben; wenn ich mein Geld anwende

die Arbeitsamkeit des Fremdlinges zu belohnen, so wird mein Nachbar darben; und ich glaubte immer, daß meine erste Pflicht wäre, vorzüglich die Glückseligkeit derjenigen Menschen zu befördern, mit denen ich in nähern Verhältnissen lebete. Ihre Grundsätze scheinen mich von dieser Pflicht gänzlich zu entledigen und es mir freyzustellen, ob ich meinem Mitbürger gutes thun soll oder nicht.

Meine Grundsätze, antwortete hierauf Aristus, gehen gewiß nicht dahin, sie von einer Pflicht zu befreyen ohne deren Erfüllung sie unmöglich glücklich werden können. Wie mehr die Menschen, welche sie umgeben, glücklich und zufrieden sind; wie mehr Verdienst und Ueberfluß in dem Lande ist, wo sie wohnen; wie mehrere in gerechten Verhältnissen an diesen Vortheilen Antheil nehmen, desto glücklicher müssen auch sie seyn. Wie mehr Glückseligkeit und Wohlstand sie um sich her versammeln; wie näher sie solche gleichsam an sich zusammendrängen können, desto mehr werden sie ihren eignen Wohlstand befördern. Wie mehr sie denjenigen Menschen Gutes thun, die mit ih-

nen in dem gleichen Staate wohnen, desto mehr thun sie sich selbst Gutes. Der eigene Vortheil jedes Bürgers verbindet also jeden vorzüglich, seine Mitbürger und seine Landsleute zu lieben, und auch sich denselben liebenswürdig und nützlich zu machen. Allein so groß auch diese Verbindlichkeit seyn mag, so löset sie doch die Bande nicht auf, welche das ganze menschliche Geschlecht mit einander vereinigen. Die Glückseligkeit des einzelnen Menschen wird desto vollkommener, wie grösser dieselbige der Menschen ist die ihn umgeben, wie grösser dieselbige des Staates ist in dem er lebet. Die Glückseligkeit eines Staates ist desto grösser, wie grösser dieselbige seiner Benachbarten, wie grösser dieselbige des grossen allgemeinen Staates der Menschheit ist. Wehe dem Staate, dessen Vorsteher glauben sollten, daß seine Bürger glücklich wären, wenn mit Ausschlusse der übrigen Völker des Erdbodens sie nur unter einander Verkehr hätten, und daß sein Wohlstand unabhängig von demselben andrer Staaten bestehen könne. Er müßte, so groß er auch seyn würde, bald

schwach und unmächtig werden, und endlich zu Grunde gehen; gleich dem unseligen Menschen, welcher die Thorheit hätte, der Hilfe und dem Umgange aller Menschen zu entsagen. So schädlich eine solche gänzliche Trennung eines Staates von dem andern seyn würde, so schädlich sind nicht weniger alle Grundsätze, welche ausgedacht worden sind, diese Trennung in einzelnen Stücken zu rechtfertigen. Alle moralischen Maximen, und noch mehr alle Gesetze, welche dahin abzielen, können also nicht anders als schädlich seyn. Wenn sie Mitbürger durch andere Gesetze als durch dieselben der Freyheit, des Eigenthumes und des wechselsweisen persönlichen Nutzens (*) an Mitbürger binden; wenn

(*) Das Gesetz der Freyheit will, daß kein Mensch in einer Handlung gehindert werde, durch die er nicht einem andern Menschen, oder dem ganzen Staate Schaden oder Unrecht zufüget. Das Gesetz des Eigenthumes will, daß kein Mensch den andern seines Eigenthumes beraube, oder ihn in dem andern unschädlichen Gebrauche davon stöhre. Das Gesetz des wechselsweisen persönlichen Nutzens will, daß kein Mensch von einem andern einen größern Vortheil

sie, was nur ein Ausfluß der Tugend (*) seyn soll, durch Gewalt erzwingen; wenn sie allen Aufwand eines Landes in die Gränzen desselbigen Landes einschränken wollen, so ersticken sie alle Nachsehung; so hemmen sie den von der Natur abgezweckten Kreislauf der menschlichen Emsigkeit; so vermindern sie die Masse des allgemeinen Wohlstandes, und dadurch auch das Maas der Glückseligkeit jedes einzelnen Weltbürgers. Dieses müssen die Folgen aller willkührlichen menschlichen Gesetze seyn, und sie müssen es insonderheit von denjenigen seyn, mit welchen man den Aufwand einzuschränken gedenket; wenn es möglich wäre, daß sie beobachtet würden.

D 3

verlange, als er ihm dagegen gewähret, oder gewähret hat.

(*) Alles Gute, so der Mensch ohne Rücksicht auf eine menschliche Vergeltung, aus einem Triebe von Menschenliebe, oder aus Liebe zur Ordnung und zur Vollkommenheit, als den grossen Gesetzen des allgemeinen Gesetzgebers thut, ist Tugend.

Indessen, erwiederte Theolles, habe ich doch immer dafür gehalten, die Obrigkeit wäre die Vormünderinn des ganzen Staates, und in dieser Eigenschaft wäre sie berechtigt jedem einzelnen Bürger Gesetze vorzuschreiben, die er auch, obgleich sie seinem besondern Vortheil zuwider liefen, beobachten müßte, wenn sie nur zu dem allgemeinen Besten des Ganzen abzwieketen. Wir nehmen Sie alle zu unserm Vormünder an, sagen die Unterthanen gleichsam zu ihrem Landesherren, um für unser gemeinsames Wohl zu sorgen. Wir wissen selbst nicht, welche Grundsätze die öffentliche Wohlfahrt befördern oder hintern. Wir übergeben ihnen solche zu bestimmen, und uns vorzuschreiben was wir thun sollen. Wenn nun der Gesetzgeber findet, daß eine Handlung dem allgemeinen Besten zuwiderlaufe, ist er nicht befüget dieselbe zu verbieten, wenn sie schon durch das allgemeine Gesetz der Natur nicht verboten ist? Und in dieser Rücksicht sollte es, deucht es mir, willkührliche Gesetze geben, welche gut und nützlich seyn können?

Ich zweifle sehr daran, antwortete Arissus.

Ich halte im Gegentheile dafür, es komme nur dem alles übersehenden Verstande des allgemeinen Gesetzgebers zu, auf diese Weise zu verfahren, und den besondern Vorthail eines einzelnen Untergebenen dem allgemeinen Wohl aller übrigen aufzuopfern; weil nur seine unumschränkte Macht jedem den Nachtheil ersetzen kann, den sie ihm dadurch verursacht. Dieses kann kein menschlicher Beherrscher, und deshalb ist auch keiner befüget jenes zu thun. Ich nehme das Gleichniß des Vormüunders mit ihnen als richtig an, verehrungswürdiger Theokles. Der Landesherr ist der Vormünder aller seiner Unterthanen. Allein ist ein Vormünder, der zehn Mündel hat, befüget dem einen einen Pfennig zu nehmen, um dadurch die Umstände eines andern zu verbessern; oder die Freyheit des einen einzuschränken, weil es den andern vortheilhafter seyn würde, wenn er sie nicht gebrauchete. Und dieses geschiehet durch alle willkührlichen Gesetze, welche der Mensch dem Menschen aufzudrücken sich erkühnet. Der allgemeine Gesetzgeber der Natur hat seinem Werke keine unvollkom-

menen Gesetze vorgeschrieben. Dieselben brauchen keine Ergänzungen von dem schwachen und eingeschränkten Sterblichen. Es ist dem größten Monarchen mehr als genug anvertrauet, da ihm obliegt, Menschen wider das Unrecht zu beschützen so ihnen durch die Verletzung der heiligen Gesetze der Natur von andern zugesüget wird, und die Anstalten zu machen, durch welche ohne Eingriffe in die Freyheit und in das Eigenthum der einzelnen Bürger der Wohlstand des ganzen Staates befördert werden kann. Mehr braucht es gewiß nicht um ein Volk wahrhaftig glücklich zu machen. Ich muß mich sehr betriegen, wenn nicht alle die willkührlichen Gesetze, welche in der Absicht das allgemeine Beste zu befördern gemacht worden sind; wenn nicht jede Bemühung dasjenige zu erzwingen, was nur eine freywillige Frucht der Tugend und der Klugheit seyn soll, diesen grossen Endzweck eher zerstören als befördern sollten. Jeder besonderer Staat kann sich keine bessere Gesetze wählen, als diejenigen, welche Gott in seiner grossen Stadt, von der wir alle Bürger sind, befolget haben will. — Die Beobachtung

derselben kann anders nicht als jeden Menschen, jeden Staat, und die ganze menschliche Gesellschaft glücklich machen. Sie abändern, sie einschränken, sie modificieren wollen, wäre Eingriffe in die Rechte des einzigen wahren Gesetzgebers thun; wäre handeln, wie ein Vormünder, welcher wider die Gesetze des Staates seinen Mündeln neue Gesetze vorschriebe, und das Eigenthum derselben nach seinem Gutbefinden verwendete, da er doch darüber keine andre Macht hat als in so fern es das Beste eines jeden insbesondrer erheischet, und als es die allgemeinen Gesetze des Staates erlauben.

So haben alle Gesetzgeber des Alterthumes und der neuern Zeiten, wandte Theokles ein, ihre Rechte misbrauchet. So sind sie alle schlimme und ungerechte Vormünder gewesen? Bedenken sie, mein würdiger und theurer Freund, welch einen gefährlichen, welch einen die Grossen der Erde entehrenden Satz sie hier behaupten.

Ich halte dafür, daß der Satz, welchen ich behaupte, antwortete Aristus, Wahrheit sey; und ich zweifle, daß eine Wahrheit in der That

gefährlich seyn könne. Die Folgerung, welche sie daraus ziehen, verehrungswürdiger Freund, ist es freylich. — Aber ich bin weit entfernt dieselbe gut zu heißen. Der redlichste, der beste Vater kann sich über die Pflichten irren die er seinen Kindern schuldig ist. Er kann in der besten Meynung ihnen Schaden zufügen, ihnen Unrecht thun. Aber er wird deswegen kein ungerechter, kein schlimmer Vater. Ein guter Sohn wird niemals seinem irrenden Vater Ehrerbietung und Gehorsam versagen; aber er wird auch niemals glauben denselben zu entehren, wenn er ihm sein Versehen, und die Folgen die es haben kann, ehrerbietig vorstellt. Dieses ist alles, worzu jeden unter uns diese Meynung verleiten könnte, welche ich, wie ich es eben gesagt habe für Wahrheit halte, obgleich ich weit entfernt bin sie für unfehlbar auszugeben, wenn schon ich sie mit Hitze behauptete. Und hierinne wird wohl nichts gefährliches zu finden seyn, nichts das der größte Monarch nicht gutheissen sollte. Es wäre die Grossen der Erde weit mehr entehret, wenn man sie ungerecht und unverständlich genug glaubete, um der

Wahrheit alles Gehör zu versagen, oder um diejenigen für Anführer anzusehen, welche das für halten, daß sie sich geirrt haben können.

Ich wünsche, sagte hierauf Theokles, daß die meisten Grossen das gute Zutrauen verdienen mögen, so sie zu denselben haben. Aber glauben sie im Ernste, daß einer unter ihnen der Wahrheit, die seine Untergebenen glücklich machen würde, die Vorurtheile opfern werde, welche ihn groß machen?

Warum sollte ich es nicht glauben, versetzte Aristus? Es ist kein Grosser, der nicht mit einem lebhaften Vergnügen einer scheinbaren Grösse die wahre vorziehen würde, wenn er diese kenne — —

Oder, fiel Theokles dem Aristus in die Rede, besser zu sagen, zu kennen fähig wäre. — Aber da dieser Fall so selten ist — —

So muß man trachten, erwiederte Aristus, alles anzuwenden, daß er es nicht immer sey; so muß man sich bestreben, die Wahrheit so viel es immer möglich ist bekannt und beliebt zu ma-

chen. Wenn schon unzählliche Menschen noch unter dem Joche der Tyranny und des Eigennutzes seuffzen, so verbreitet doch die liebenswürdige Tugend in vielen Ländern eine, eine glückliche Heiterkeit weissagende Morgenröthe.

Das beste Mittel ihren Aufgang zu beschleunigen würde vielleicht seyn, sagte hierauf Eurikles, den jetzigen gesellschaftlichen Vertrag mit unsern Obern aufzuheben, und einen gerechtern mit ihnen zu errichten.

Darvor bewahre uns der Himmel, versetzte Aristus. Derjenige ist mehr als zureichend, welchen der Wille des höchsten Gesetzgebers zwischen ihnen und uns gestiftet hat. Etwas daran ändern wäre, die festeste Grundsäule der menschlichen Wohlfahrt erschüttern. Wehe dem Volke, das von einem so unseligen Gedanken zu einem so verabscheuenswürdigen Vorhaben sollte angereizet werden; und dem einzelnen Bürger soll es immer frey stehen, sein Vaterland mit dem er unzufrieden seyn sollte mit einem andern zu

verwechseln , wo er mehr Freiheit und mehr Wohlstand zu finden hoffet. (*)

Ich möchte indessen hierüber den ehemaligen Bürger von Genf hören , sagte Theolles ; weil sie doch so viel von Genf gesprochen haben.

Auch ich, erwiederte Aristus. Er würde uns viel schönes sagen ; aber ob auch wahres , daran zweifle ich. Er würde uns mit Erstaunung erfüllen , das ist unzweifelbar. Aber daß er uns unterrichten würde , das glaube ich nicht. Meines Erachtens ist noch kein Sterblicher ein so leuchtender Beweis gewesen , wie

(*) Alle willkührlichen Gesetze müssen als Verkommnisse angesehen werden , welchen sich die Bürger eines Staates unterwerfen. Der Gesetzgeber ist derjenige , welcher den allgemeinen Willen des Volkes kund zu machen bestimmt ist. Derjenige dem dieser Wille misfällt oder ungerecht scheint ist nicht berechtigt , durch Widersetzlichkeit Unordnung und Zerrüttung zu stiften. Wer dieses zu unternehmen fähig ist , ist ein schlimmer Bürger. Aber Gesetzen oder vielmehr Verkommnissen , die ihm nicht gefallen sich zu entziehen , dieses ist jedem Menschen durch das unverletzliche Gesetz der Natur erlaubt.

nahe Weisheit und Thorheit an einander gränzen. Wenn wir vermeynen mit, diesem bewundernswürdigen Manne auf den blühenden Gefilden von jener zu seyn, so reißt er uns unversehens auf die unfruchtbaren Heiden von dieser; und kaum werden wir dieses gewahr, so hat er uns schon wieder in jene bessern Gegenden hingezaubert. Also dürfte uns hier sein Urtheil wohl Vergnügen aber nicht Licht gewähren.

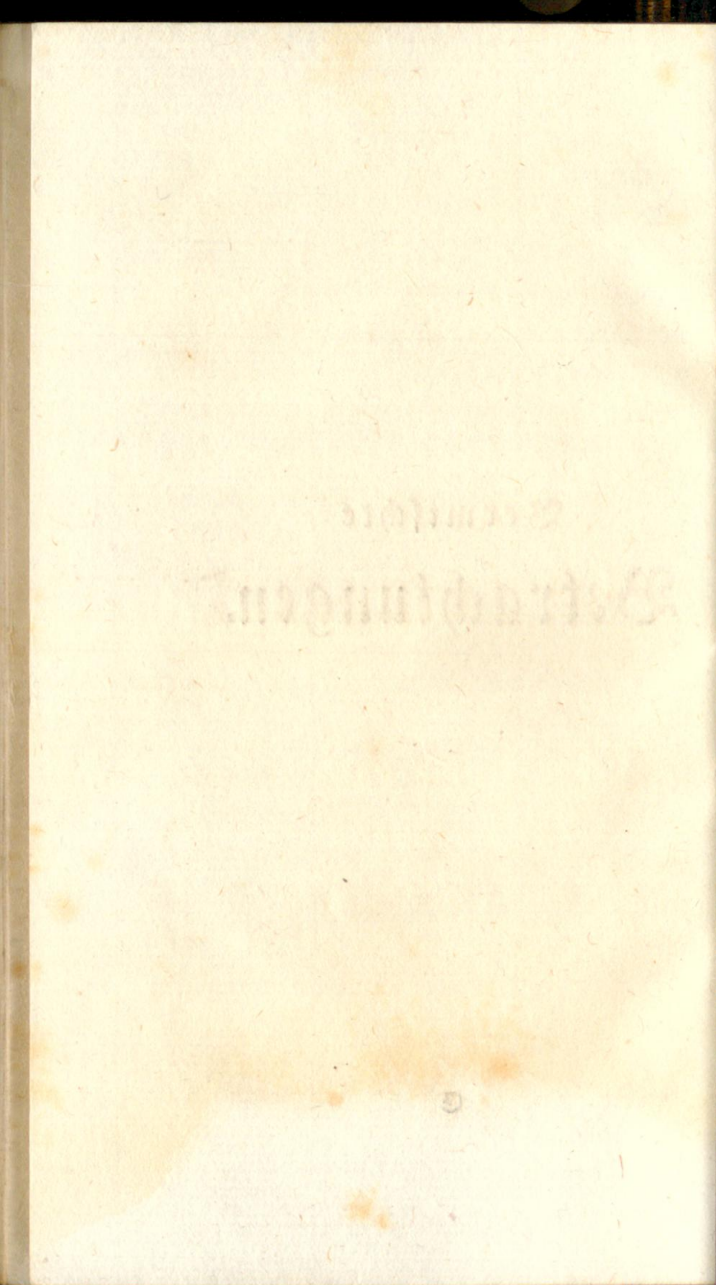
So sollte, fiel hier der junge Eurikles ein, welcher schon lang auf eine Gelegenheit passete wieder ein Wörtgen zu sagen, selbst ein Montesquieu sich geirret haben, wenn er Pracht und Ehre den Monarchien, Bescheidenheit und Tugend hingegen den Republiken zugeeignet hat?

Ich scheue mich nicht es zu bejahen, antwortete Aristus: Ich werde diesen erhabnen Schriftsteller immer bewundern: Aber seine Irrthümer, wie grösser und wie bewunderungswürdiger ihr Urheber gewesen ist, desto mehr finde ich es nöthig sie zu bekämpfen. Es mag wahrscheinlich seyn, daß die Verschiedenheit der Verfassungen in die Sitten und in die Glück-

seligkeit der Menschen beträchtliche Einflüsse habe; aber daß sie die Natur der Dinge ändere; daß der Republikaner durch dasjenige glücklich werde, was eine Monarchie zerstören würde, und daß eine Monarchie durch dasjenige bestehe, was in einer Republik unerträglich seyn würde, dieses läuft den ächten Grundsätzen der gesunden Vernunft im höchsten Grade zuwider. Die Verschiedenheit der Verfassungen selbst ist nur etwas zufälliges, ist nur eine Folge der verschiedentlich modificirten Unwissenheit der Menschen, ist nur eine durch Mißbräuche und durch Irrthümer verursachte Abweichung von dem einzigen Besten. Sie ändert aber die ewigen, die unwandelbaren Grundsätze nicht, durch welche allein der Mensch glücklich wird. Es ist ein Zufall, in einer Republik oder in einem monarchischen Staate geboren zu werden. Der Mensch wird dardurch weder glücklich noch unglücklich. Aber Weisheit und Tugend, Thorheit und Laster, diese machen allein sein Glück und sein Elend aus; und diese sind in einem Freystaate und in einer Monarchie dieselbigen. Ueppigkeit und Verschwendung machen ein Königreich un-

glücklich, wie einen Freystaat; ein Fürstenthum, wie eine Reichsstadt. Ein vernünftiger Aufwand ist in einer Republik eben so nöthig als in einer Monarchie. In der einen wie in der andern ist die Glückseligkeit nur eine Folge der Tugend, und kann das Elend niemals von dem Laster getrennet werden.

Vermischte
Betrachtungen.



Erste Betrachtung.

Ueber die

Wohlthätigkeit.

Die Wohlthätigkeit ist eine der wichtigsten Pflichten des Christenthums und der Menschlichkeit; sich dieser zu entziehen ist gewiß niemals die Meynung des tugendhaften Theodosius gewesen. Nur hat er sehr weislich eingesehen, daß eine unbehutsame Ausübung derselben die stärkste Quelle des Müßigganges, des Lasters und des Elendes sey. Viele Reiche überreden sich, durch Almosen geben können sie sich von den wichtigsten Pflichten befreien, können sie der Last überhoben werden tugendhaft zu seyn. Sie wollen dem lieben Gotte alle ihre Verbrechen mit einem bißgen Geldes ablaufen, und ihre Sünden tilgen indem sie andre in noch grössere stürzen. Viele Arme

werden durch die Folgen dieses Irrthumes in der Niederlichkeit und in dem Elende unterhalten , und die ganze Gesellschaft leidet unter diesem Uebel nicht wenig. Möchten diejenigen , denen es obliegt die Menschen von ihren Pflichten zu unterrichten , die einen belehren , daß das Almosen geben niemand befreye , gut , gerecht , leutselig , keusch , mäßig , bescheiden zu seyn , und daß jeder , der einer Tugend entsaget , seine Glückseligkeit und seinen Wohlstand vermindere ; und die andern , daß es ein wahrer Diebstahl sey einen Beruf aus dem Bettel zu machen , und Almosen zu nehmen so lang man seinen Unterhalt durch eine ehrliche Arbeit gewinnen kann , oder mehr Almosen zu nehmen als man nöthig hat sich dasjenige zu ergänzen , was man sich durch seine Arbeit nicht gar verschaffen kann. Möchten diejenigen , welche aus ihrem Ueberflusse Gutes thun können , weise genug seyn ihren bedürftigen Brüdern zu nützlichen Arbeiten Stoff und Gelegenheit zu geben ; sie würden dadurch die nützlichste Art der Wohlthätigkeit ausüben. Aber es ist leichter Geld wegzumwerfen , als solches wohl anzuwenden.

Indessen ist jenes ein wahres Vergehen wider das allgemeine Beste und wider den Bürger dem man Gutes zu thun glaubet: Dahingegen dieses das edelste Verdienst des Reichen ist. Der Mann, der in einem Staate von fünftausend Familien jährlich eine Million nach Art der römischen Kayser austheilen liesse, würde eine Pest seines Vaterlandes seyn; derjenige, welcher in diesem Staate durch Einführung einer nützlichen Fabrike oder durch Aufmunterung des Feldbaues eine neue Quelle eines jährlichen Verdienstes von hunderttausend Thalern eröffnen würde, würde sich um denselben ein unsterbliches Verdienst erwerben.

Zweite Betrachtung.

Ueber die

U n m ä s s i g k e i t.

Die Unmäßigkeit ist das größte und das verderblichste Uebel des Landmannes. Es giebt Län-

der, in welchen derselbe diesem Tyrannen eine unendlich stärkere Auflage bezahlt, als in dem gedrücktesten Staate die härtesten Einnehmer von ihm erpressen können; und der Verlust des Geldes von dem er sich dadurch entblößet, so wichtig er für ihn ist, ist es doch lange nicht so sehr als derselbige der Zeit, und als derjenige so durch die Unordnung und durch die Saumseligkeit in seinen Geschäften verursacht wird. Es ist deshalb eine der vornehmsten Pflichten derjenigen, die für dessen Wohlfahrt zu wachen haben, ihn auf alle mögliche Weise vor diesem Laster zu bewahren. Strafen sind hierzu nicht zureichend. Sie müßten gar zu hart und gar zu vielfältig werden. Die Verminderung der Anlässe zum Schwelgen, die Vermehrung der Reize zur Arbeit, die Beehrung und die Hervorziehung der Mäßigkeit, und insonderheit ein Unterricht, in welchem die Wichtigkeit dieser Tugend dem jungen Landmanne recht begreiflich gemacht wird, dieses sind wirksamere Mittel als die meistens fruchtlosen Strafen. Ein Geistlicher soll es sich zu einem seiner vornehmsten Augenmerke machen, dieses Uebel aus sei-

ner Gemeind zu verbannen. Ohne dieses kann er bey derselben seine wichtige Bestimmung nie erfüllen. So lang seine Pfarrkinder dem Trunke ergeben sind, so lang können sie weder gute Christen, noch nützliche Bürger, noch glückliche Menschen seyn; und dieses soll er doch trachten aus ihnen zu machen.

Dritte Betrachtung.

Ueber den

Geist der Ausschliefung.

Ein Bürger ist immer durch seinen eignen Vortheil aufgefordert, das Wohl seines Mitbürgers vor demselben eines Fremden zu befördern. Wie näher uns derjenige ist dem wir Gutes thun, den wir glücklich machen, desto geschwinder wirkt auch seine Glückseligkeit wieder auf die unsrige. So richtig dieser Satz ist, so richtig ist auch dieser: Daß kein Bürger den andern soll zwingen können, sein Wohl vorzüglich vor

demselben eines fremden zu befördern, weil jeder Zwang denjenigen der ihn ausübet zum Herrn über den Leidenden oder über dessen Eigenthum macht; weil diese unbefugte Herrschaft nothwendig einen Reiz zur Ungerechtigkeit und ein Werkzeug derselben abgeben muß, und weil indgemein diejenigen Menschen, die am wenigsten geneigt sind für andre zu thun, es sich herausnehmen am meisten von andern zu fodern; und zwar unter dem Vorwande des allgemeinen Besten, darunter jeder seinen eignen Vortheil zu verstecken suchet. Die bürgerliche Vereinigung soll nur jedem sein Eigenthum versichern, keinem aber ein Recht über dasselbige des andern geben. Die Verordnungen und die Gebräuche, welche diesem Grundsätze zuwiderlaufen, verletzen die natürliche Freiheit deren den Menschen zu berauben kein Gesetzgeber befugt ist; sie sind höchstschädliche Eingriffe wider die heiligen Gesetze der Natur, und sie zerreißen die heiligen Bande, durch welche der weise Urheber derselben alle Völker der Erde mit einander verknüpft hat. Es kann nicht genug wiederholet werden: Die Glückseligkeit jedes einzelnen Men-

schen wird immer desto grösser seyn, je mehr glückliche Menschen auf der Erde seyn werden; und die Blüthe jedes Staates wird immer desto grösser seyn, je grösser und je ausgebreiteter dieselbe seiner Benachbarten und aller andern Völker seyn wird. Jede Nation ist, wie jeder einzelne Mensch, verbunden nach der Vollkommenheit und nach dem höchst möglichen Grade des Wohlstandes zu streben; aber keine wird anders dazu gelangen, als in so fern sie auch zu dem Wohl der übrigen beitragen wird. Wer durch Ausschliessung andrer zur Glückseligkeit gelangen will, verschliesset sich selbst den Weg dazu.

Vierte Betrachtung.

Ueber die

Einschränkung

des

Rechtes zu arbeiten.

Die Gesetze, durch welche das Recht zu arbeiten eingeschränket wird, sind Erfindungen

von Zeiten, in welchen die Menschen über die wahre Grundsätze des Rechtes der Natur und über die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt gar zu unerleuchtet waren. Die Römer, die Griechen und alle übrigen gesitteten Völker der Erde haben solche nie gekannt. Sie sind eine Geburt der Barbarey der mittlern Zeiten. Die Handwerker und die Künstler machen einen zu beträchtlichen und zu kostbaren Theil der Gesellschaft aus, daß man nicht sehnlich wünschen sollte, sie möchten ihrem eignen Vortheile und dem allgemeinen Besten Mißbräuche opfern, welche sie für Vorrechte halten. Einige Betrachtungen darüber werden also nicht überflüssig seyn. Die meisten Berufe erfordern theils kostbare, theils ungereimte Ceremonien bey dem Eintritte in die Lehre, und noch kostbarere bey dem Austritte aus derselben und bey der Erlangung des Meisterrechtes. Ein Meister darf ohne jene keinen Jungen annehmen, und ohne diese darf auch der geschickteste seinen Beruf nicht treiben. Jedermann begreift leicht, wie schädlich solche Einschränkungen seyn, und wie oft sie fähige aber unvermögende Leute von Berufen

ausschließen in denen sie sich und andern un-
 gemein nützlich hätten werden können, und zu sol-
 chen nöthigen in denen sie sich und andern zur
 Last werden müssen. Es ist ein nicht geringe-
 res Uebel, daß ein Mensch der einen Beruf
 erlernt hat nicht befugt seyn soll denselben zu
 treiben, er habe denn eine gewisse oft sehr starke Ab-
 gabe der Meisterschaft erleget, oder sich von
 einer meistens unnützen Wanderschaft losgekau-
 fet, oder wenn er sich wider die Gebräuche sei-
 nes Handwerkes verheurathet hat u. d. g. Nicht
 weniger läuft es allen Grundsätzen der Gerech-
 tigkeit zuwider, daß der beste und der billigste
 Meister in den meisten Berufen nur wenige Ge-
 sellen halten darf; und daß derselbe dadurch
 mit dem ungeschicktesten und mit dem unbillig-
 sten in dieselbigen Umstände versetzt wird. Die-
 ses hebet alle Nachsehung auf, beraubet den
 Fleiß und die Billigkeit der Belohnungen die
 ihnen gebühren, und vertheilet alle Arbeiten
 auf die ungerechteste Weise. Endlich ist es nicht
 weniger hart und ungerecht, daß nicht jeder
 Bürger seinen Beruf ändern kann, wenn er
 einen solchen ergriffen hat zu dem er untaug-

lich war oder es geworden ist ; oder wenn er durch eine allzu grosse Anzahl geschickterer oder glücklicherer Meister darinn zurückgebunden wird ; oder nur wenn er hoffet , daß er bey einem andern sein Auskommen besser finden werde. Die Natur ertheilet jedem Menschen das unstreitige und kostbare Recht zu jeder Art der Arbeit, durch die er sich und andern Menschen am meisten Vorthail verschaffen kann. Willkührliche Satzungen berauben ihn dieser Wohlthat der Natur , setzen ihn ausser Stand die dringendste Pflicht die er sich selbst und andern schuldig ist zu erfüllen, und verletzen die natürliche Freyheit in dem höchsten Grade. Es ist kein Beruf, es ist kein Handwerksmann, es ist keine der übrigen Classen der Gesellschaft, es ist kein Bürger, derer Vorthelle und Rechte durch diese Mißbräuche nicht empfindlich gekränkt werden ; und doch sehen sie auch diejenigen, die am meisten dadurch benachtheiligt werden, ich meyne die Künstler und die Handwerker selbst, als unschätzbare Vorzüge an ; anstatt zu begreifen , daß, wie es Theodosius sehr wohl eingesehen hat, sie die vornehmsten Quellen der Armuth

sind in deren so viele Einwohner der Städte
schmachten.

Fünfte Betrachtung.

Ueber die

verschiedene Stände

der

menschtlichen Gesellschaft.

Eine bürgerliche Gesellschaft kann unmöglich zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gelangen, sie bestehe denn aus dreyerley Menschen. Aus Bauern oder Landwirthen, welche die zur Nahrung und Erhaltung des Menschen nöthige Gewächse erzielen; aus Handwerkern und Künstlern, welche die durch den Fleiß des Landwirthes oder durch die Freygebigkeit der Natur hervorgebrachten Dinge zu einem angenehmen und vortrüglichen Gebrauche zubereiten, und aus Denkern, welche durch ihre Einsichten, durch ihre Lehren und durch ihre Veransta-

gen den Fleiß der übrigen leiten und beleben, die Früchte desselben durch alle Classen und Theile des Staats in einem glücklichen Kreislaufe vertheilen, Gesundheit, Tugend und Vergnügen erhalten, Weisheit und Geschicklichkeit ausbreiten, und Ordnung, Gerechtigkeit und Sicherheit festsetzen und handhaben.

Ein gerechtes Ebenmaß der Anzahl der Bürger, welche sich in diesen Classen befinden, ist für das Wohl des Staates höchstnöthig. Sehen wir, eine allzugroße Menge dränge sich in dieselbige der Denker; es wollen gar zu viele Bürger Handelsleute, Geistliche, Beamte, Staatsleute werden: Nothwendig müßten diese vielen überflüssigen Denker, deren ein großer Theil nur Müßiggänger seyn werden, den übrigen Classen zur Last fallen, und dieselben schwächen: Nothwendig müßte der Staat hierunter leiden; und es ist wahrscheinlich, daß viele Staaten sich in diesem Falle befinden, und daß dieses eine Quelle der Uebel sey, unter welchen sie seufzen. Sehen wir ferner, daß gar zu viele Bürger sich den Handwerken und den Künsten ergeben, und daß durch dieses Mißverhältniß die Classe der

Landwirth, und derer die denselben Dienste leisten sollen so geschwächt werde, daß der Feldbau in einem Lande darunter leide, so wird dadurch gewiß noch ein größeres Uebel verursacht werden. Dieses Uebel kann hauptsächlich auf zwei Arten entstehen; erstlich, wenn die Künste und Handwerker in Vergleichung mit dem Landbaue ungleich mehr Gewinnst abwerfen, und zweitens, wenn die landwirthschaftliche Classe durch eine unverdiente Verachtung oder durch ungerechte Beschwerden gedrückt wird. Vielleicht befinden sich nur allzu viele Staaten in diesen unglücklichen Fällen. Hingegen würde es einem Staate oder einem Theile eines solchen nicht weniger nachtheilig seyn, wenn darinne eine viel größere Anzahl Bürger sich mit dem Getreidbaue beschäftigten, als es die höchste Blüthe des Landes erfordert. Den Künsten und den Gewerben entzogen, welche der Gesellschaft Zierde und Vollkommenheit gewähren, und welche so gar nöthig sind, um selbst die Landwirthschaft zu beleben und aufzumuntern, würden diese überflüssigen Bauern eine Last des gemeinen Wesens und nicht ein Werkzeug des allgemeinen Wohlstandes seyn.

Jede dieser drey Classen, die landwirthschaftliche, dieselbe der Künstler und der Handwerker, und die Denkende oder Ord nende, bestehet wieder aus sehr vielen besondern Untereinthellungen. Auch diese müssen sich, wenn der Staat blühend und glücklich seyn soll, in einem gerechten Ebenmaasse gegen einander verhalten. Dieses durchgehende Ebenmaass ist der wahre Grund der Blüthe des Staates. Allein wie soll es in einem Staate erzeugt werden? Durch Gesetze ist es nicht möglich. Solche müßten jedem Menschen die Stelle anweisen, die er in dem gemeinen Wesen einnehmen soll, und sie müßten jeden zwingen, diesen, und nicht einen andern Beruf zu ergreifen. Sollte es möglich seyn eine stärkere Verletzung der natürlichen Freyheit auszusinnen. Es bleibt also der für das allgemeine Beste wachenden Weisheit nichts übrig, als diese kostbare und jedem Menschen angebohrne Freyheit ungekränket zu lassen, jedem Bürger die Wahl seines Berufes und die Abänderung dieser Wahl zu allen Zeiten frey zu stellen, keine Classe der Bürger durch Zwangsgesetze einer andern unterwürfig zu

machen; die minder nöthigen Berufe nicht zum Nachtheile der nützlichern auszumuntern, sondern diese nach Befinden der Umstände vor jenen zu begünstigen; jeden die Früchte seines Fleißes ungeschmälert genießen, und jedem die außerordentliche Günstbezeugungen nur in dem Maasse zufließen zu lassen in welchem jeder dem gemeinen Wesen vorzüglich nöthig ist. Auf diese Weise wird der natürliche Lauf der Dinge selbst alles in ein gerechtes Ebenmaaß setzen; und menschliche Hände haben dabey nichts zu thun, als die Canäle und die Leitungen von dem Unrathe zu säubern und von den Schleusen zu befreien, durch welche die Vorurtheile der vorigen Zeiten diesen Lauf gehemmet und unterbrochen haben. Es haben erleuchtete und tugendhafte Männer die Verhältnisse der wirthschaftlichen Einflüsse, welche alle Stände in einander haben, mit vielem Scharfsinne erwogen und berechnet. Wir bewundern die tiefen Einsichten die sie hiebei angewandt haben. Allein, wenn wir sie recht verstehen, so zeigen ihre Berechnungen nur die Nothwendigkeit eines gerechten Ebenmaaßes.

In diesen Verhältnissen: Die Urheber derselben aber sind weit entfernt zu behaupten, daß dieses Ebenmaaß anders als durch eine durchgehende Freyheit könne erhalten werden. Dieselbigen Wohltäter der Menschheit, der Dr. Quesnay, der Marquis von Mirabeau, und ihre übrigen Mitarbeiter, derer Namen kein Menschenfreund jemals ohne eine zärtliche Erkenntlichkeit nennen wird, haben die Classen der Gesellschaft etwas anders bestimmt. Sie theilen solche in die landwirthschaftliche Classe, in die unfruchtbare Classe, und in die Classe der Eigenthümer ein. Wir haben uns berechtigt geglaubet hierinn einigermassen von ihnen abzugehen, weil ihre Eintheilung nicht in allen Ländern statt findet, und weil sie daher nicht allgemein seyn kann. Indessen nehmen wir die meisten Lehren ihres Systems, die wir in den ächten Grundsätzen des natürlichen Rechts gegründet finden, mit ihnen an. Ueber verschiedene bleiben uns noch einige Zweifel. Wir wünschen aber sehr, daß die Physiokratie, die Ephemeriden des Bürgers und die übrigen vortreflichen Schriften dieser würdigen Männer in Deutschlande

und in der Schweiz, wie sie es verdienen, möchten von Staatsleuten und von Bürgern nicht nur gelesen sondern studiret werden.

Sechste Betrachtung.

Ueber die

T h e u r u n g.

Die Maaßregeln, welche man in den meisten Staaten von Europa nimmt um der Theuerung und dem Mangel des Getraides zu begegnen, dürften wohl die wirksamsten Mittel seyn diese Uebel zu erzeugen und fortzupflanzen. Weise und erleuchtete Männer haben schon lang dargethan, daß die vollkommene Freyheit des Getraidhandels das einzige Mittel sey, in fruchtbaren Zeiten den Feldbau vortheilhaft zu machen, und in unfruchtbaren den Mangel und die Theuerung zu entfernen. Sie haben noch mehr gethan; sie haben erwiesen, daß die Einschränkung desselben ein Eingriff in das geheiligte Recht des Eigenthumes sey. Umsonst; die alten Vorur-

theile sind bisher immer fleghaft geblieben. Alles was die Beredsamkeit und die Vernunft dieser Menschenfreunde haben erhalten können, war, ihrem Vaterlande eine sehr unvollkommene Freiheit zu erfechten. So eingeschränkt diese Freiheit war, so hat sie doch unzählige Morgen Landes, die unangebäuet gelegen waren, in einen ergiebigen Stand gebracht; und so hat sie eine Theuerung, die ohne sie ein paar Jahr eher hätte kommen müssen, sehr lang aufgeschoben. Wäre sie unbegrenzt gewesen, so würde sie dieses Uebel gänzlich abgewandt haben. Nun ist der Geist der Sperrung wieder allgemein herrschend; nun haben fast alle grossen und kleinen Staaten von Europa einander den verderblichsten Krieg angekündet: Und viele Landesherrn haben ihre eigenen Unterthanen gegen einander in diesen unseligen Stand versetzt, indem sie denselben allen Getraidhandel unter einander untersaget haben. Auf diese Weise muß der Ueberfluß des nothwendigsten Nahrungsmittels seinem Besitzer zur Last werden, ohne daß er dessen entfernte Mitbürger sättigen kann; und so muß alle Lust zum Getraidbau zerstört werden. So

muß das Getraid in einem Lande ohne Werth, und in einem andern sehr theuer seyn. So muß hier der Bürger leiden, weil er nicht kaufen, und dort weil er nicht verkaufen kann. Durch dieses muß ein durchgehender Geldmangel verursacht werden. Der Landwirth giebt dem Handwerker nichts zu verdienen, und er kauft dem Krämer nichts ab. Der Handwerker und der Krämer sind außer Stand gesetzt, von dem Kaufmann und von dem Fabricanten zu kaufen: Hiedurch stehen die Manufacturen still; die Manufacturarbeiter verlieren ihr Verdienst, und dieses hat wieder den gleichen Einfluß auf den Handwerker und auf den Landmann. Dieser verliert den Muth und die Kräfte mehr Getraid zu bauen als er zu seiner eigenen Nothdurft gebrauchet; und endlich wird er auch hiezu außer Stand gesetzt. Dieses sind die nothwendigen Folgen einer Theuerung, welche durch den gesperrten Getraidhandel erhöht wird. Bey dem freyen Handel hingegen würden die Sachen eine ganz andre Gestalt gewinnen. Nirgendwo würde ein wirkli-

cher Mangel an Getraide seyn. Die Handels-
 schaft würde die Seehäfen von Europa mit dem
 reichsten Ueberflusse davon versehen. Von dar
 würde sich derselbe in die innern Gegenden die-
 ses Welttheiles verbreiten. Die dem Meere nä-
 her gelegenen Gegenden würden das fremde Ge-
 traid wohlfeiler einkaufen als sie das ihrige bey
 ihren inländischen Nachbarn anbringen könn-
 ten. Ein sich auf diese Weise immer bis zu
 einem größern und wohlfeilern Vorrathe fortbrän-
 gender Ueberfluß würde nicht nur jedem Lande
 zur Genüge den Abgang ersetzen, welchen die
 Erlaubniß der Ausfuhr darinn verursachen wür-
 de; er würde jedem die Beschwerlichkeiten des
 erhöhten Preises durch einen beträchtlichen Ge-
 winnst verguten; da hingegen das Verbot der
 Ausfuhr, so wie dasselbige der Durchfuhr, dem
 der die Frucht bauet und dem der sie verzeh-
 ret gleich nachtheilig seyn, und das ganze Land
 zu Grunde richten muß. Der verblendete Ei-
 gennutze hat kaum etwas schädlicheres und
 ungerechteres ersinnen können, als die Grund-
 sätze nach welchen unter dem Vorwande des
 Miswachsens oder anderer außerordentlichen Um-

stände, die Ausfuhr des Getraides in einem Lande gesperrt und der Handel mit demselben erschweret wird, um den Preis dieses nothwendigen Nahrungsmittel darinn nieder zu erhalten. Wenn ein solcher Zwang jemals gerecht seyn könnte, so würde er es zu Zeiten des Miswachses nicht seyn. Wir wollen sehen, der Getraidebau eines Landes ertrage in gemeinen Jahren hunderttausend Malter, und der Landmann ziehe dafür viermalhunderttausend Reichsthaler. Es ereignet sich ein schlimmes Jahr. Der Ertrag des ganzen Landes fällt auf sechzigtausend Malter. Der Kaufmann, der Rentier, der Handwerksmann, der Tagelöhner, der Soldat, alle das Land nicht bauende Einwohner vereinigen ihre Wünsche wider den armen Landwirth. Sie schreyen alle: Wir können unmöglich bestehen, wenn das Brodt theurer wird; das allgemeine Beste gehet dem besondern vor; wir sind die grössere Anzahl; der Vortheil der größten Anzahl ist das allgemeine Beste; man muß also Vorkehrungen thun, daß das Getraid nicht aus dem Lande komme,

komme, und daß wir es nicht theurer bezahlen
 müssen. Sie werden von der Regierung erhö-
 ret. Aller Getraidhandel wird untersagt, alle
 Ausfuhr wird verboten. Insgemein folgt auf
 diese Anstalten nach einer kurzen Wohlfeile ei-
 ne grössere Theurung, als die welche man hat
 ausweichen wollen. Die Monopolisten, und die
 Beamten welche dieselben begünstigen, ziehen
 allen Vorthail davon, indem das ganze Land
 leidet, und indem der Landwirth ungerechter
 Weise einem scheinbaren gemeinen Besten auf-
 geopfert wird. In der That, sollte etwas un-
 gerechter ersdacht werden können als dieses,
 daß dieser nützliche Bürger gezwungen werde,
 eine Erndte von sechzigtausend Maltern, die
 ihn eben so viel Auslage und Mühe gekostet
 hat als eine von hunderttausend, um 160000. Rthl.
 wohlfeiler hinzugeben. So ungerecht dieses
 wäre, so schädlich würde es auch seyn. Der
 entkräftete Landmann würde dadurch ausser
 Stand gesetzt werden, sein Feld nach Noth-
 durst zu bestellen, und die geschwächte Land-
 wirthschaft würde zum größten Abbruche des
 wahren allgemeinen Besten ihre wohlthätigen

Einflüsse sparsamer auf die übrigen Classen der Gesellschaft ergießen. Hieraus würde ein beständiges, ein allmählich den ganzen Staat unterfressendes Uebel entstehen; eine wahre Entkräftung des ganzen Staates, dessen Nahrungssäfter allmählich vertrocknen und schwinden würden. Freylich würde der Preis des Brodtes durch die Einführung einer durchgehenden Freyheit des Getraidhandels in vielen Ländern steigen, indem er in andern fallen müßte. Er würde, den Unterschied ausgenommen, welchen die Kosten der Verführung verursachen würden, in allen Theilen von Europa in eine durchgehende Gleichheit gesetzt werden. Eine solche Veränderung aber würde für alle Einwohner dieses Welttheils unendlich vortheilhaft seyn. Sie würde den bestesten Grund eines dauerhaften Wohlstandes aller Stände der Gesellschaft abgeben. Nicht der hohe Preis des Getraides, es müßte denn seyn daß er durch einen immer schädlichen und immer ungerechten Zwang erpreßet würde, nicht der hohe Preis des Getraides, sage ich, die

Ungewißheit und die öftere Abwechslung desselben allein verursachen die Hemmung des Kreislaufes der Gewerbsamkeit, und erzeugen Armuth und Elend, so wie ein niedrer Getraidpreis dasselbige thut. Die Wohlfeile der Nahrungsmittel ist immer ein Kennzeichen eines armen Landes. In einem Lande, wo dieselben beständig in einem beträchtlichen Preise sind, werden alle Stände einen höhern Grad des Wohlstandes behaupten. Der reiche Landmann bauet sein Feld mit mehrerm Nutzen und mit größerm Erfolge; er erhält einen beträchtlichern Gewinnst über seine Unkosten; er giebt dem Handwerker mehr zu verdienen; er kauft dem Krämer mehr ab; und diese werden dadurch in den Stand gesetzt dem Kaufmann und dem Fabricanten einen vielfältigern und vortheilhaftern Vertrieb zu gewähren. Hierdurch wird der Wohlstand dieser Classe, und der Arbeiter welche von derselben abhängen vermehret, und dieser vermehrte Wohlstand ergießet durch einen glücklichen Zurückfluß sich wieder auf die Handwerksleute und auf die Landwirthe, und durchströmet in einem wohl-

thätigen und ungehemmten Kreislaufe alle Stände der Gesellschaft. Diejenigen Länder, welche keinen oder einen sehr geringen Getraidbau haben, müssen bey dem freyen Getraidhandel nicht weniger gewinnen. Wie mehr sie dieses Nahrungsmittels benöthigt sind, desto mehr müssen sie die Zufuhr davon begünstigen; und dieses kann nicht besser geschehen, als durch eine uneingeschränkte Freyheit. Man klaget, und vielleicht nicht mit Unrechte über Monopolien in diesem Handel; aber diese haben nur bey der Einschränkung statt. Wo Einfuhr und Ausfuhr gleich frey sind und jedermann offen stehen, da sind sie nicht möglich. Nur weil diese Freyheit eingeschränket ist, siehet sich ein grosser Theil von Europa von Theurung und von Mangel gedrückt. Dieses ist die eine Quelle dieses Uebels. Und die andre sind die ungeheuern Auflagen, welche in vielen Ländern den Landmann ausser Stand setzen sein Feld zu bauen. Diese letztere Quelle insonderheit verbirget den Fürsten der Eigennutzen ihrer Bedienten. Aber woher sollen die Einkünfte des Staates kommen, wenn der Feld-

bau die einzige wahre Quelle derselben ganz entkräftet wird; und wenn der Landmann gehindert wird, das wenige, das er noch mit seinem Schweiße hervorbringt, mit Vortheile anzubringen? Verarmte Landleute können kein anders als theures Getraide bauen. Nur von Reichen können wir wohlfeiles erwarten.

Siebente Betrachtung.

Ueber die

Verbindung

welche

die Handelschaft

unter

den entferntesten Nationen stiftet.

Was Aristus von dem Chineser und von dem Senfer sagt, ist unstreitig richtig. Es ist ein Beispiel wie die auf einen hohen Grad gebrachte Gewerbsamkeit selbst die Bürger der entferntesten Welttheile in nützliche Verhältnisse gegen einander setzt, und wie Wohlstand

und Ueberfluß sich nirgendwo befinden können, ohne ihre seligen Ausflüsse in die entferntesten Gegenden zu verbreiten. Es zeigt wie richtig der Grundsatz der alten Philosophen sey, nach welchem das ganze menschliche Geschlecht als Ein Staat angesehen werden muß, von dem alle Menschen Bürger sind; und es berechtigt uns die Folgerung zu machen, daß alle ausschließenden und die Freiheit der Handelschaft hemmenden Grundsätze die Menschlichkeit verletzen. So wahr alles dieses ist, so ist nicht weniger gewiß, daß der Vortheil eines jeden Staates zuerst die Bestsehung der innerlichen Gewerbsamkeit erfodere, und daß der Verkehr mit den nächsten Benachbarten immer einen geschwindern und vortheilhaftern Kreislauf der Emsigkeit verschaffe, als derselbe mit entfernten. Es ist jedem Menschen vorträglicher, daß sein Nachbar und sein Mitbürger reich sey, als daß es einer sey der fern von ihm wohnet. Der Verkehr ist sicherer und geschwinder, es gehen nicht so viele Unkosten auf die Beführung; derjenige, welcher ein Product bauet, oder eine Waare verarbeitet, und der, wel-

cher solche verbraucher finden haben ihre besse-
 re Rechnung ; der gleiche Gewinnst kommt
 öfter wieder ; der , dessen Nachbarn und Mit-
 bürger reich sind , kann sein Gewerbe immer
 mit grösserer Zuversicht und mit mehrern Nu-
 zzen treiben. Die gesunde Politik erfordert
 also , daß man allerfoderst den Aufwand be-
 günstige , welcher den einheimischen Fleiß und
 insonderheit die Landwirthschaft aufmuntern
 kann ; und ein guter Bürger soll immer
 den größten Theil seines Uebersusses auf
 Ausgaben wenden , welche diesen Zweck beför-
 dern. Eine weise Regierung soll alles an-
 wenden , ihre Angehörigen dahin zu vermögen ;
 nur nicht den Zwang. Bey einer durchgehenden
 Freyheit wird jeder Bürger sich auf diejenige Art
 der Emsigkeit legen , welche ihm am vortheilhaf-
 testen seyn wird , und wird jedes Volk seine
 Rechnung dabei finden , von andern die Waar-
 en und die Producte zu erkaufen , die es selbst
 nicht mit so grossem Nutzen erzielen kann als
 sie. So bald man die Concurrrenz aufhebet
 und den Zwang einführt , so bald beraubet
 man sich selbst der kostbarsten Vortheile. Die

Freiheit ist das sicherste Mittel den Geist der Emsigkeit zu beleben; und der Zwang das wirk- samste, denselben zu ersticken. Den mächtigen Reiz des besondern Vortheils ungehindert wir- ken lassen, so lang er das Eigenthum und die Rechte jedes andern unangetastet läßt, ist das einfältigste und sicherste Mittel den allge- meinen Wohlstand zu befördern. Die Mey- nung, daß durch Einschränkung des besondern Vortheils und der besondern Freiheit des Bür- gers ein allgemeines Wohl erzwungen werden könne, ist edler Seelen nicht unwürdig; aber sie ist ein Irrthum, und ein desto gefährliche- rer Irrthum, weil sie indgemein der Deck- mantel der Unterdrückung und des Monopo- liums wird.

Verzeichniß einiger Bücher, welche bey den Verlegern zu haben.

- Bodmers (Joh. Jacob) Calliope. Zwen Bände.
groß 8. 766. 2. Rthlr.
- Erzählungen (historische) die Denkungsart und
Sitten der Alten zu entdecken. 8. 769.
10. gr.
- Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 8. 756.
12 gr.
- Geschichte des Agathon. 2. Theile. Complet
8. 766-67. 1 Rthlr. 20 gr.
- Gefners (Salomon) Schriften mit deutschen
Littern. Zwen Bände. 8. 767. 1 Rthlr. 4 gr.
- Eben desselben vier Theile, durchaus mit ganz
neuen allegorischen Vignetten gezieret von
dem Verfasser. 8. 767. 2 Rthlr. 16 gr.
- Hallers (Herrn Albrecht von) Versuch Schweizers-
rischer Gedichte. Neue vollständigste Auf-
lage. 8. 768. 16 gr.
- Jfelins (Jf.) Versuch über die Gesetzgebung. 8.
760. 3 gr.
- — philosophische und patriotische Träume ei-
nes Menschenfreundes. Dritte verbesserte
und vermehrte Auflage. 8. 761. 14 gr.
- — philosophische und politische Versuche.
Zwote Auflage. 8. 767. 12 gr.
- — Geschichte der Menschheit. Zwen Theile.
Zwote vermehrte und durchaus verbesserte
Auflage. 8. 768. Weiß Papier. 1 Rthlr.
12 gr.
- — vermischte Schriften. Zwen Theile. 8.
770. 1 Rthlr. 12 gr.
- Kavaters (J. C.) Aussichten in die Ewigkeit, in
Briefen an Hrn. J. G. Zimmermann. 2.
Theile. 8. 769. 1 Rthlr. 12 gr.

7211

h

